

Hans Peter Herrmann

Die Widersprüche waren die Hoffnung

Eine Geschichte der Reformen am Institut für Neuere deutsche Literaturgeschichte der Universität Freiburg im Breisgau
1956 bis 1977

Dem Andenken an
Hans-Günter Zmarzlik (1922–2000)

Vorbemerkungen

Im Rückblick über eine Institution zu berichten, an der man selber lange tätig war, ist schwierig, zumal dann, wenn es dabei auch um die Jahre der sogenannten »Studentenbewegung« geht. Abwehr oder Heroisierungen färben noch immer viele Erinnerungen der damals Beteiligten; auch die Tagung, auf der dieser Sammelband beruht, war m. E. nicht frei von Nostalgien. Da scheint es nützlich, meinem Text einige Bemerkungen voranzustellen.

- Dies ist ein Aufsatz zur *Neugermanistik* in Freiburg. Altgermanistik und Linguistik haben ihre eigene, interessante Geschichte.
- Ich werde *meine* Geschichte des Institutes erzählen, an dem ich seit 1951 studiert habe, seit 1957 Assistent war und ab 1967 Dozent – mit kurzen Unterbrechungen bis zu meiner Pensionierung 1994. Ich werde dabei die erste Person Singular nicht vermeiden, wenn es mir angemessen scheint, und werde vom Reformflügel, in dem ich gearbeitet habe, ausführlicher berichten als von anderen Gegenden des Instituts. Es ist eine Geschichte aus einer kontroversen Zeit; wenn dabei mehr herauskommen soll als eine Aufreihung von Fakten, müssen m. E. Motive und Wertungen von Beteiligten sichtbar werden, und das geht nur, wenn die Perspektive, aus der erzählt wird, erkennbar ist. – Andere würden diese Geschichte anders erzählen.
- Ich werde über das Freiburger *Institut* berichten, nicht über die literaturwissenschaftliche *Forschung* in Freiburg. Die Darstellung dessen, was von Freiburger Germanisten in Büchern und Artikeln veröffentlicht wurde, wäre ein Thema für sich, nur im Rahmen einer größeren Forschungsgeschichte abzuhandeln; dabei würde gerade das aus dem Blick geraten, was mir im Hinblick auf die dargestellte Zeit und im Hinblick auf meine Arbeit an diesem Institut besonders wichtig scheint: Lehre, Kanon und Institutsstrukturen.
- Ich habe mich um konkrete *Anschaunng* bemüht, auch wenn dadurch dieser Text nicht kürzer geworden ist. Wie es im allgemeinen in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft in diesen Jahrzehnten zugeht, ist ungefähr bekannt; Neues lässt sich nur in der genauen Auseinandersetzung mit Besonderem gewinnen, und nur dort können wir unsere heutigen Meinungen über die damaligen Konflikte kontrollieren. Konstruktion aus heutigen Perspektiven ist auch dieser Rekonstruktionsversuch allemal.

- Ich werde über den im Titel angegebenen Zeitraum der eigentlichen Reformbemühungen am Freiburger Institut hinausgreifen, wo es mir notwendig erscheint. Und ich werde dabei die Freiburger *Situation der 50er und frühen 60er Jahre* verhältnismäßig ausführlich darstellen. Wir wissen inzwischen einiges über die Wurzeln späterer Innovationen in den 50er Jahren (dazu im einzelnen weiter unten). Umso mehr bleibt zu fragen, warum aus diesen Anfängen keine kontinuierliche Entwicklung hervorgegangen ist, warum und in welcher Hinsicht die alten Strukturen der Germanistik derart zäh und veränderungsresistent waren, dass erst nach den heftigen, z. T. gewaltsamen Erschütterungen der »Revolte« von 1968 wirklich Neues zum Durchbruch kam. Um etwas Material für eine Antwort beizubringen, schien es mir sinnvoll, der Zeit vor 1968 am Freiburger Institut genügend Platz einzuräumen, zumal dieser Bericht über die Situation an einer »alten« Universität für ein Forschungsprojekt geschrieben wurde, das sich ansonsten auf Neugründungen der 60er Jahre konzentriert.

Die Fünfziger und frühen Sechziger Jahre

Im Dezember 1963 starb in Freiburg 62jährig der Ordinarius für Neuere deutsche Literaturgeschichte in Freiburg, Walther Rehm. Sein Tod kann als die erste größere Zäsur in der Nachkriegsgeschichte der Freiburger Neugermanistik gelten.¹ Seit 1943 hatte er die Neue Abteilung des Deutschen Seminars geleitet und dafür Sorge getragen, dass sie in diesen 20 Jahren bei allen äußeren Veränderungen ihr Gesicht behielt.

Um 1950, fünf Jahre nach Kriegsende, hatte sich in Freiburg der Lehrbetrieb wieder normalisiert. Das Deutsche Seminar war ein kleines Institut mit 300 Studierenden, die in der Neuen Abteilung von 3 Lehrkräften unterrichtet wurden. Entsprechend schmal war das Lehrprogramm²:

e) Germanische Philologie

Deutsche Romantik; Mo Di Do Fr 9—10	Rehm
Der deutsche Entwicklungsroman; Di Mi Fr 15—16	Ruprecht

Deutsches Seminar

Neue Abteilung

Unterstufe: 1. Roman und Novelle der Romantik; Mi 18—20	Ruprecht
2. Mörike; Do 18—20	Rehm durch Baumann
Mittelstufe: Hölderlins Hymnen; Mo 18—20	Ruprecht
Oberstufe: Goethes Werther und der Sturm und Drang; Mi 9—11	Rehm

1 Ein knapper Aufriss zur Geschichte des Deutschen Seminars vor 1955: Boesch 1968; ausführlicher für das 19. Jahrhundert: Burkhardt 1976.

2 Ausschnitt aus dem Freiburger Vorlesungsverzeichnis WS 1950/51; Vorlesungen und Seminare der Alten Abteilung sind getilgt.

Das Gesamtseminar nahm den Raum einer großen Wohnung ein: sechs Zimmer auf 250 qm. Den Büchersturz einmal im Jahr erledigte der Assistent an einem Nachmittag mit seiner Frau; er bestellte auch die Bücher, die der Ordinarius zum Kauf aussuchte, wies die Rechnungen an und beriet die Studierenden. Jeder Student, der die Bibliothek benutzen wollte, löste eine Seminarkarte von DM 3,-; das Geld floss in den Seminaretat von 1.200,- DM jährlich.

Wir Studierenden redeten einander mit »Sie« an und wohnten in Einzelzimmern in den Wohnungen Freiburger Bürger, mit denen wir die Toilette teilten. Wir wuschen uns im Zimmer, in einer Emailschüssel, die neben Wasserkaraffe und Zahnputzglas auf der Marmorplatte der Kommode stand; einmal die Woche ging es in die Wanne im Volksbad oder unter die Dusche im Jugendstil-Hallenbad. Eine Keller- oder Dachboden-Bude, außerhalb einer Wohnung, war ein Neid erregender Glücksfall.

Unter den Professoren der Universität gab es keine einzige Frau, allerdings zwei Dozentinnen, in Urgeschichte und Psychologie; weit über 50 % der Germanisten waren Germanistinnen, und alle Studierenden hießen Studenten.

Die Philosophische Fakultät hatte durch eine Reihe außergewöhnlicher Professoren einen hervorragenden Ruf. Wir Studenten waren bis zum Examen weitgehend frei in unserem Studienverhalten; Zwischenprüfungen gab es nicht, am Ende jedes Semesters standen wir in langen Reihen am Pult und holten uns unser »Testat«, die Unterschrift des Professors im Studienbuch, dass wir die Vorlesung besucht hatten. Seminarscheine wurden gerade eingeführt und konnten auch durch mündliche Beteiligung erworben werden. Dem entsprechend studierte »man« nicht nur seine beiden Fächer, sondern saß ganze Semester lang im Seminar des Romanisten Hugo Friedrich, hörte Vorlesungen beim Althistoriker Nesselhauf, beim Theologen Welte oder beim Rechtshistoriker Erik Wolf. Was sie vortrugen, war auch für Fachfremde bedeutend, ein geistiges Erlebnis, und gab Stoff für abendliche Gespräche im Freundeskreis von Germanisten, Historikern und Geographen in der Weinstube des »Ihringer Falken«. Doch einen Ort fachlichen, hochschulpolitischen und politischen Austauschs, wie ich ihn in Göttingen mit dem »Colloquium Historicum« und der Redaktion der »Deutschen Universitätszeitung« erlebt hatte, hatte ich in Freiburg nicht gefunden.

Walther Rehm leitete sein Institut mit einer spezifischen Mischung von persönlicher Liberalität und sachlicher Strenge. Institutionell bestimmte er als Inhaber des einzigen Lehrstuhls für Neugermanistik die Geschicke der Abteilung und zusammen mit dem Altgermanisten Friedrich Maurer³ die des Gesamtseminars; neben ihm nahmen ein außerplanmäßiger Professor⁴ und ein Dozent, später Extraordinarius⁵, deutlich untergeordnete Positionen ein. In der Lehre war Rehm derjenige, dessen vierstündige Hauptvorlesung und dessen Oberseminar von praktisch allen Studierenden absolviert wurden;

3 Jahrgang 1898; von 1937 bis 1966 o. Prof. für Germanische Philologie an der Universität Freiburg. Lebensdaten, Schriftenverzeichnis und wissenschaftliche Arbeiten zu Rehm, Maurer und Ruprecht: König, 2003.

4 Erich Ruprecht, Jahrgang 1906; 1935 Promotion; 1941-1944 Assistent bei Rehms Vorgänger, Philipp Witkop, in Freiburg; 1943 Habilitation, Privatdozent in Freiburg, seit 1949 apl. Professor, 1960 Wiss. Rat, 1965-1972 o. Prof. für Neuere deutsche Literatur an der Universität Marburg.

5 Gerhart Baumann, Jahrgang 1920; 1947 Promotion, Assistent bei Walther Rehm, 1951 Habilitation; 1951-1956 Privatdozent in Freiburg; 1956 ao. Prof.; 1964-1989 o. Prof. für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität in Freiburg.

bei ihm mussten alle künftigen Deutschlehrer und Lehrerinnen ihr Staatsexamen ablegen, nur er hatte das volle Promotionsrecht.⁶

Vom Typ her ein eher zurückgezogen lebender Gelehrter, in seiner Wissenschaft von engagierter Leidenschaftlichkeit, genoss er sowohl in der Freiburger Fakultät wie in den deutschen Kunstwissenschaften weit über sein Fach hinaus hohes Ansehen. In Habitus und intellektueller Praxis verkörperte er bildungsbürgerliche Lebensform und bildungsbürgerliches Ethos. Während des Nationalsozialismus hatte er aus humanistischer Überzeugung auf dem Katheder und in wissenschaftlichen Schriften unbeirrbar eine private, aber keineswegs konfliktfreie Opposition betrieben (Herrmann 1991, Bonk 1995, Osterkamp 1996). Das verschaffte ihm in der Nachkriegsgermanistik mit ihren in die NS-Herrschaft vielfach verwickelten Machern wie Benno von Wiese oder Fritz Martini zusätzlich Autorität.

Sein umfangreiches wissenschaftliches Werk setzte methodisch die Traditionen der geistes- und problemgeschichtlich orientierten Literaturwissenschaft der 20er Jahre fort. Damit stieß er auf breite Resonanz. Seine Vorlesungen besaßen große Anziehungskraft, vor allem die beiden weiträumig europäisch orientierten, problemgeschichtlichen Themen: ›Europäische Kulturkritik seit Rousseau und das Problem des Bösen in der Dichtung‹ (1951) und ›Das neubendländische Menschenbild in der Dichtung: Faust, Hamlet, Don Quijote, Don Juan‹ (1952/53; 1960/61; 1963/64), jeweils Mo, Di, Do, Fr, 9-10, im größten Hörsaal der Universität.

Zur methodischen Hauptströmung der 50er Jahre, der Werkinterpretation, hielt Rehm Distanz; deren Kult des Einzelwerkes und deren ästhetisierende Kunstmetaphysik waren ihm fremd, dennoch verbanden ihn sein Geschichtsbild und seine Kunstanschauung mit den Werkimmanenten. In Fortsetzung der geisteswissenschaftlichen Traditionen deutete er – wie Emil Staiger – die politischen und sozialen Entwicklungen der Moderne als Verfallsgeschichte und setzte der schlechten Wirklichkeit seinen Glauben an ein zeitenthobenes Reich des Geistes und der sinngebenden kulturellen Werke entgegen.

Der bildungsbürgerliche Gegensatz von Kultur und Profanität, hoher Dichtung und niederer Schriftstellerei, Bildungshierarchie und Pöbelgeschmack einte die unterschiedlichen methodischen Strömungen und literaturtheoretischen Positionen der Nachkriegsgermanistik. Er bestimmte in Rehms Literaturwissenschaft auch die Kanonbildung: forschungs- und lehrwürdig waren vor allem die am klassischen Kunstbegriff orientierten Autoren von Lessing über Winckelmann und die Deutsche Klassik bis zu Rilke und Thomas Mann; Rehm präsentierte sie über das Übliche hinaus in einem weitgespannten europäischen Rahmen. Der Naturalismus blieb am Rand, Heinrich Mann wurde verachtet, die Breiten- und die politische ›Tages‹-Literatur der Weimarer Republik und die Gegenwartsliteratur nach 1945 standen außerhalb des wissenschaftlichen Interesses.

Die gleichen literaturtheoretischen Grundanschauungen von ›hoher‹, ›maßstabgebender‹ Kunst und vom Literaturwissenschaftler als dem Verwalter und Verkünder dieses Erbes bestimmte auch die Wissenschaftsauffassung und die Lehrpraxis der beiden Nichtordinarien am Deutschen Seminar. Von ihnen verfügte der ältere, Erich Ruprecht über ein

6 In meiner Promotion 1955 beim (habilitierten) Dozenten Gerhart Baumann war Rehm durchweg Herr der Prüfung: Korreferent der Dissertation, Beisitzer Baumanns in der ersten halben Stunde der mündlichen Prüfung, selbst Prüfer in der zweiten Hälfte.

an Heidegger geschultes philosophisches Interesse und über lebendige Kontakte zu Künstlerkreisen und zum Freiburger Stadttheater; der jüngere, Gerhart Baumann, besaß eine ungewöhnliche ästhetische Sensibilität und damit eine größere Nähe zur aktuellen werkimmanenten Methode. Beide bildeten im Lehrprogramm eine wichtige Ergänzung; beide öffneten auch den Werkkanon in gewissen Grenzen: Ruprecht hin zur Heidelberger Romantik einerseits, zum Naturalismus andererseits; Baumann zur österreichischen Moderne der Zwischenkriegszeit. So machte z. B. Baumann die Mitglieder seiner Seminare mit Robert Musil bekannt, noch ehe 1952 Frisés Ausgabe des *Mann ohne Eigenschaften* Buch und Autor als Geheimtipp in das öffentliche Bewusstsein einführte. Zwei Jahre vorher hatte der Privatdozent Wilhelm Emrich in Göttingen uns Studienanfängern in einem überfüllten, staunenden Hörsaal Kafkas *Prozess* als großen Roman präsentiert.⁷ Die schmale ›Zwischengeneration‹ bereits habilitierter Kriegsteilnehmer konnte uns Studierenden, noch mit der Aneignung des Kanons Beschäftigten, die ersten Ergebnisse ihrer vorsichtigen Innovationsversuche vorlegen.

Andere Freiburger Altersgenossen schlossen sich stärker an Rehm oder an Ruprecht an; aus der größeren Distanz zeigen sich diese Unterschiede jedoch eher als Binnendifferenzierungen. Dass Literatursoziologie bestenfalls eine Hilfswissenschaft sein konnte, – dass Käte Hamburgers *Logik der Dichtung* 1957 in meinem Umkreis begrüßt, aber nicht rezipiert, Günter Grass' *Blechtrommel* 1959 von uns Jüngeren gelesen und diskutiert, aber nicht im akademischen Unterricht behandelt wurde, – dass die NS-Vergangenheit unserer Lehrer uns durchaus vage bekannt war, aber nicht öffentlich zur Sprache gebracht wurde – alle diese inzwischen gut erforschten Gemeinsamkeiten der Nachkriegsgermanistik⁸ bestätigen das Bild einer kleinen, feinen, eng mensurierten, bildungsbürgerlichen Nische (Bollenbeck 1994, 306 f.)⁹ am Freiburger neugermanistischen Seminar.

7 Emrichs Veranstaltung (›Die deutsche Dichtung nach dem ersten Weltkrieg‹) fehlt in Gärtners hilfreicher Liste der Lehrveranstaltungen zur Literatur des 20. Jahrhunderts, ebenso Emrichs Mitelseminar ›Übungen zur deutschen Dichtung der Gegenwart vom gleichen SS 1950 (Gärtner 1997, 311).

8 Das derzeitige Standardwerk zur Geschichte der neueren deutschen Literaturwissenschaft von 1945 bis in die 60er Jahre ist Gärtner 1997: methodisch anspruchsvoll, komplex argumentierend und stoffreich. Einen Überblick über den neuesten Forschungsstand zur allgemeinen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung in der BRD von 1945 bis 1980 (mit besonderer Aufmerksamkeit auf die späten 50er und frühen 60er Jahre) gibt jetzt Ulrich Herbert in der Einleitung zu Herbert 2002, 7-49.

9 Bildungsbürgertum und bildungsbürgerliche Weltanschauung werden im Folgenden eine relativ große Rolle spielen; deshalb dazu einige Anmerkungen. Zum ›Bildungsbürgertum‹ gibt es inzwischen eine umfangreiche sozialgeschichtliche Literatur, in der die besondere Bedeutung dieser Schicht für die deutsche Sozial- und Kulturgeschichte herausgearbeitet wird. Georg Bollenbeck hat diese Forschungen zusammengefasst und weiterentwickelt und dabei v.a. die Weltanschauung des deutschen Bildungsbürgertums hinsichtlich Gestalt und Wirkung untersucht. Er beschreibt dieses ›Deutungsmuster‹ mit einem eigenen methodischen Zugriff als eine spezifische ›historische Semantik‹, in der die komplexen Begriffs- und Wertsysteme von ›Bildung‹ und ›Kultur‹ eine führende Rolle spielten; diese Leitvorstellungen seien sowohl ›Grundbegriffe der Weltdeutung‹ wie ›Handlungsanleitung‹ gewesen (Bollenbeck 1999, 355). Für die Zeit nach 1945 konstatiert er eine (besonders im akademischen Bereich) fortdauernde, wenn auch seiner Meinung nach rapide abnehmende Geltung bildungsbürgerlicher Semantik (Bollenbeck 1994, 301 ff.; 1999, 347 ff.). Andere haben diesen Aspekt dann bereits für die Geschichte der Germanistik vor 1968 in Anschlag gebracht (z. B. Grimminger 2000, 66-69; Rosenberg 2000, 85). Im Folgenden wird aus dem Gesamtreservoir bildungsbürgerlicher Semantik vor allem der Kultur- und Literaturbegriff im Mittelpunkt stehen; es wird sich zeigen, dass dessen diskursbestimmende Macht weiter reichte, als bis-

Zur Ergänzung noch zwei Geschichten aus der Spätzeit dieser Epoche: Im Wintersemester 1961/62 hatte ich als Rehm-Assistent für mein Einführungsseminar immerhin Brechts *Der Gute Mensch von Sezuan* als Textgrundlage genommen. Die Themenwahl musste ich gegen Rehms nachsichtiges Befremden verteidigen; er redete uns in unsere Seminare nicht hinein, fragte aber gelegentlich nach, was wir machten. Die Verteidigung ging leicht, ich konnte auf die bereits erschienenen Arbeiten von Grimm und Klotz verweisen, die Brecht als großen Dichter interpretierten. Inhaltlich folgte meine Interpretation im Seminar dieser Linie: Brecht wurde an die Tradition angeschlossen und seine Figur der Shen Te verantwortungsethisch mit Goethes Iphigenie verglichen. Brechts Kommunismus spielte in der Seminararbeit keine Rolle, das Schlusswort des Stückes von der Suche nach einer besseren Welt wurde als Aufruf an die Moralität des Einzelnen verstanden, kam als Forderung nach einer besseren Gesellschaft allerdings an: das Seminar schrieb einen Brief an den Oberbürgermeister von Baden-Baden, er solle sein Verbot der *Mutter Courage* in Baden-Baden rückgängig machen. Nach dem Mauerbau hatten westdeutsche Theater den bis dahin mehrfach gespielten Kommunisten Brecht abgesetzt; das empörte nicht nur Freiburger Germanisten und Germanistinnen. Unsere Aktion endete mit einer Farce. Der Oberbürgermeister lehnte jede inhaltliche Antwort ab und beschwerte sich beim Rektor der Universität; Magnifizienz bestellte mich ein und erteilte mir offiziell eine Rüge, weil ich den Brief des Seminars auf amtlichem Papier mit Universitätsbriefkopf geschrieben hatte. Der Mediziner Hanns Ruffin schmunzelte dabei, doch ich hatte zu lernen, dass außerhalb der Universität weniger Freiheit herrschte als drinnen, dass aber ein inkorrektter Briefkopf auch hier ein gravierender Regelverstoß war. Für die Seminarmitglieder, die sich beteiligt hatten, und für mich war das Ganze immerhin eine wichtige Erfahrung in demokratischer politischer Praxis.

Die andere Geschichte betrifft die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit der Universität. Die Verbrechen des Dritten Reiches waren in den 50er Jahren durchaus präsent, wenn auch weitgehend stillgestellt. Kogons *SS-Staat* von 1947 hatten wir gelesen, die Nürnberger Prozesse verfolgt.¹⁰ Als Anfang der 50er Jahre farbentragende Studierende wieder in der Universität auftauchten, empfanden wir das als Skandal, wegen der Rolle, die studentische Verbindungen in der Vorgeschichte des Nationalsozialismus gespielt hatten. Wege, unseren Widerstand dagegen wirksam werden zu lassen, sahen wir nicht. Am 16. Januar 1952 hatten Freiburger Studenten gegen einen neuen Film von Veit Harlan, den Regisseur des NS-Propagandafilms *Jud Süß*, protestiert (Koltan 1992); ich erfuhr davon erst, als die Demonstranten, von Kriminalbeamten zusammengeschlagen, mit blutigen Köpfen in die Universität zurückkamen, engagierte mich dann aber in den folgenden Auseinandersetzungen. Die Freiburger Ereignisse hatten damals bundesweit Aufsehen erregt; in Freiburg bezogen Stadtrat und Stadtverwaltung, politische Gruppierungen sowie die ortsansässige »Badische Zeitung« Stellung gegen das demonstrative Comeback eines ehemaligen NS-Protagonisten. Aber die Polizei ging einseitig gegen die Demonstranten auf dem Bürgersteig los, und aus der Bevölkerung und Teilen

her vermutet wurde. Für den Nachweis, dass es sich dabei jeweils um bildungsbürgerliche und nicht um irgendwie anders zu verortende Begrifflichkeiten handelt, verweise ich auf Bollenbecks Arbeiten.

10 Ich rede im folgenden von »wir«, wo ich sicher bin, dass meine Ansichten von meinem engeren oder weiteren Umfeld geteilt wurden, von »ich«, wo ich nur für mich selber sprechen kann.

der Freiburger Geschäftswelt waren deutlich antisemitische und nationalistische Töne zu hören.¹¹

Was meine Freunde und mich damals verstörte, war das Bündnis von Antisemitismus, bürgerlichem Ruhebedürfnis und der Bereitschaft, Kritiker und Intellektuelle als Feinde zu betrachten – war die Selbstverständlichkeit, mit der gerade dieses Bündnis von der Polizei mit erheblicher Brutalität geschützt wurde. Zum ersten Mal war für uns öffentlich sichtbar geworden, wie groß die Kluft war zwischen den offiziellen demokratischen Verlautbarungen einer dünnen Schicht von Publizisten und Politikern einerseits und dem Fühlen und Denken breiter Bevölkerungsgruppen andererseits. Und sichtbar geworden waren die autoritären Strukturen des Polizeiapparates, die Verquickung von Polizei, Honoratioren und ehemaligen NS-Aktivisten in Freiburg und anderswo.

Konsequenzen allerdings hatten wir aus solchen Erfahrungen nicht zu ziehen gewusst. Das zeigte sich 10 Jahre später, als der Schweizer Journalist Guido Schneeberger Heideggers Rektoratsrede erstmals öffentlich bekannt machte (Schneeberger 1962). Dass unsere Lehrergeneration in den Nationalsozialismus verwickelt war, war uns nichts Neues. Walther Rehm zum Beispiel sprach gelegentlich mit grümmiger Bitterkeit von der NS-Vergangenheit seiner Kollegen Gerhard Fricke, Fritz Martini oder Benno von Wiese, die im Dritten Reich auf der anderen Seite gestanden hatten als er; für uns Jüngere schienen das vergangene Geschichten, die wir eher als schlimme Selbstverständlichkeit betrachteten denn als aktuellen Skandal: sie hatten mit uns nur wenig zu tun. Zumindest ich war vollauf damit beschäftigt, einen eigenen Standpunkt zu finden, und dessen Ort lag im Bereich der Literatur und Wissenschaft, nicht in dem der Politik.

Nun also auch Heidegger. Schneebergers Dokumentation sorgte unter Freiburgs Philosophen kurzfristig für interne Diskussionen¹²; mein Freundeskreis, zu dem auch der Heideggerschüler Ernst Tugendhat gehörte, der als Jude mit seinen Eltern vor Hitler hatten fliehen müssen, nahm Heideggers Sätze einigermaßen erschrocken zur Kenntnis, einigte sich aber rasch darauf, dass Heideggers philosophischer Rang davon unberührt bleibe.

Wie bei vielen Punkten meines Berichtes, gab es auch hier andere Positionen. Joachim W. Storck zum Beispiel, Jahrgang 1923, 1960 bis 1963 dritter Rehm-Assistent, reagierte auf alle NS-Spuren in Universität und Gesellschaft mit leidenschaftlichem

11 Ein Kommentar der »Badischen Zeitung« vom 18.1.1952 zeigt die Widersprüche der frühen 50er Jahre:

»Es soll nicht verschwiegen werden, dass ein großer Teil des Publikums gegen die Demonstration der Studenten Stellung nahm, und es wurde schon gesagt, dass für diese Ablehnung das formale Recht dieselben Möglichkeiten gibt wie für die Demonstranten. Leider gab es aber außer denen, die ihre Missbilligung in sachlicher Form ausdrückten, auch andere, die sich in antisemitischen Schmährufen ergingen und am andern Tage die Universität und auch unsere Redaktion mit entsprechenden anonymen Anrufen bedachten, ganz zu schweigen von der dummen Flüsterpropaganda, die Demonstration sei »von den Juden bezahlt« gewesen. Ist es ein Zufall, dass Veit Harlan gerade Leute jener Gesinnung zur Seite treten, die einstmals zum Dritten Reich geführt hat?«

Deutlich der bemühte, aber entschiedene Ton, mit dem hier demokratische Spielregeln gegen das Wiederauftauchen von NS-Parolen ins Feld geführt werden. Die Demokratisierung der BRD vollzog sich nicht ohne Auseinandersetzungen und von »oben« nach »unten«. – Zur Entwicklung einer »kritischen Öffentlichkeit« in der Journalistik der BRD zwischen 1945 und 1969 ist ein Buch von Christina von Hodenberg angekündigt; ihre Vorstudie dazu behandelt vor allem die Zeit um 1960 (Hodenberg 2002).

12 Dazu Ott 1988, 8: Schneebergers »Dokumentation [...] schlummerte eher in den Bibliotheken – der Autor galt als Außenseiter«.

Protest.¹³ Seine zornigen politischen Stellungnahmen bei unserem wöchentlichen Arbeitessen von Assistenten und Hilfsassistenten des Instituts habe ich erst später wirklich verstanden und für mich selber fruchtbar machen können. 1962 jedoch kam ich über eine kurzfristige Empörung nicht hinaus. Faktisch setzten wir damit die Haltung der meisten Deutschen vor 1945 fort: besser nicht noch mal genauer hinschauen. Und wir spielten denen in die Hand, denen gerade in Freiburg viel daran gelegen war, die Vergangenheit im Dunkeln zu lassen (auch dazu Ott 1988, 8 f.). Aber das sahen wir damals nicht. Zu groß war das Gefühl, gegen die allgemeinen gesellschaftlichen Trends doch nicht ankommen zu können¹⁴, zu verführerisch war dabei das traditionelle akademische Angebot, Wissenschaft und Universität als einen von der politischen Gegenwart getrennten Bereich anzusehen. Zwar: mit der generellen Abwertung von Politik und Gegenwartskultur, die meine Lehrer mir anboten, konnte ich nichts anfangen; aber die schützende Distanz zwischen Wissenschaft und gesellschaftlichem Leben selber zu durchbrechen, war nicht nur ich weit entfernt.

Es fällt mir schwer, mich heute daran zu erinnern, was ich in den 50er Jahren tatsächlich gedacht und gewollt habe. Der Neuanfang nach 1965 hat dazu geführt, dass ich mir für die Zeit davor besonders unsicher bin, wie weit das, was ich heute noch über sie weiß, eingefärbt ist durch das, was ich später über sie selber gedacht und bei anderen gelesen habe. Doch scheint es mir richtig zu sagen, dass ich die Jahre meiner Assistententätigkeit erlebt habe als wachsende Diskrepanz zwischen Inhalt und Struktur der Universität einerseits und der politischen Wirklichkeit andererseits. Die Wissenschaft, die wir betrieben, folgte einem elitären Bildungsideal, ohne Bezug zu den gesellschaftlichen Veränderungen in der BRD, ohne Bezug zum demokratischen Selbstverständnis einer offenen Massengesellschaft. Wir Jüngeren lebten in dieser Umwelt, wir verständigten uns über sie, aber wir waren ohne angemessene Kategorien zu ihrer Deutung und sahen keine Möglichkeit, sie mehr als nur punktuell in unsere Universitätsarbeit einbeziehen zu können. Erschrocken habe ich später entdeckt, dass andere, Gleichaltrige und Jüngere, an anderen Universitäten ihre Adorno-Lektüre und ihre Kenntnis der Frankfurter Schule genutzt haben zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der Stellung der Universität in der Gesellschaft; ich habe in Freiburg Adorno vor allem als Kunsttheoretiker und Literaturinterpreten gelesen und die *Minima Moralia* als ein geistreiches Buch mit klugen Aperçus aus einer aussichtslosen Welt.

Dabei wiederholte sich die Diskrepanz zwischen ›Geist und Leben‹ noch einmal innerhalb der Universität. Deren autoritäre Strukturen waren mir zuwider, doch die uni-

13 Storck hatte schon in der Harlan-Affaire bundesweit öffentlich Stellung bezogen (Storck 1952). Aus einer dezidiert antifaschistischen Familie stammend, durch eine schwere Verwundung im verhassten Krieg härter betroffen als ich, hatte er sich seit 1946 publizistisch für eine Erneuerung der Universität eingesetzt, seit 1950 immer wieder eine kritische Auseinandersetzung mit dem deutschen Antisemitismus eingefordert, früh auch seine Wissenschaft im internationalen Feld placierte. – Das Freiburger ›Deutsche Seminar‹ hätte um seines eigenen Nutzens willen diesen produktiven Kopf und eigenwilligen Charakter auch über Rehms Tod hinaus halten müssen, hat ihn aber nicht haben wollen. Zu Storcks Werk und dem internationalen Ansehen seines Wirkens: Schweikert 1999.

14 Die ›Spiegel-Affäre‹, das erste Signal für einen möglichen Aufbruch aus der politischen Lethargie der Adenauer-Zeit, auch bei uns‹ leidenschaftlich verfolgt, begann erst am 27.10.1962 und entfaltete ihre Wirkung erst im Folgejahr.

versitären Alltagstätigkeiten mit ihren Riten und Karriereangeboten sorgten für Integration. Bis zu Rehms Tod hatte ich das Glück eines liberalen Vorgesetzten, konnte die Verwaltungs- und Beratungsarbeiten während der Präsenzpflcht, täglich von 9 bis 13 Uhr, weitgehend selbständig gestalten und mich im übrigen auf das Arkanum des Lesens und Forschens und auf die befriedigende pädagogische Arbeit mit den Studierenden zurückziehen. Die Widersprüche solcher Spaltung waren damit nicht beseitigt. Wir sprachen über sie bei den wöchentlichen Arbeitssessen und im Freundeskreis; Überlegungen, sie zu ändern, hatten wir nicht.

Bei Walther Rehms Tod 1963 waren diese Zustände längst dysfunktional geworden. Die bekannte, dramatische Entwicklung der Studierendenzahlen in der BRD hatte inzwischen auch in Freiburg das Gesicht der Universität verändert. Die Zahl der Studierenden in Freiburg wuchs von 1950 bis 1965 um das Vierfache, von ca. 3.000 (die Zahl war seit den 30er Jahren mit Schwankungen konstant) auf ca. 12.000; 1961 war der 10.000. Student begrüßt worden. Die Zahl der GermanistInnen hatte sich bereits 1963 vervierfacht (von ca. 300 auf ca. 1.200). Präsenzbibliothek und Verwaltung erhielten in einem neuen Kollegiengebäude jetzt doppelt so viel Platz wie zuvor (520 qm). Auch das Lehrangebot war verdoppelt worden: drei Seminare der Unterstufe, zwei der Mittelstufe, zwei der Oberstufe. Zum Vergleich mit 1950 die Neue Abteilung im Vorlesungsverzeichnis vom SS 1963:

1) Germanische Philologie

2143	Drama und Tragödie im 19. Jahrhundert; Mo Di Do 9—10	<i>Rehm</i>
3412	Goethe: „Faust II“; Di Fr 17—18	<i>Baumann</i>
2341	Kleist; Do 17—18	<i>Baumann</i>
2153	Deutsche Romantik; Di Do Fr 15—16	<i>Ruprecht</i>

Deutsches Seminar

Neue Abteilung

Unterstufe:

3592	Einführung in das Studium der neueren deutschen Literaturgeschichte; Do 18—20	<i>Herrmann</i>
3602	Einführung in das Studium der neueren deutschen Literaturgeschichte; Di 18—20	<i>Meixner</i>
3612	Einführung in das Studium der neueren deutschen Literaturgeschichte; Di 18—20	<i>Storch</i>

Mittelstufe:

3622	Genie-Epoche; Do 18—20	<i>Baumann</i>
3632	Dichtungstheorien der Romantik; Mi 18—20	<i>Ruprecht</i>

Oberstufe:

3642	—Sitter; Mi 9—11	<i>Rehm-</i>
3652	Grillparzer; Fr 18—20	<i>Baumann</i>

Sprechkundliche Übungen für Germanisten siehe: 9. Sprechkunde.

Doch die Veränderungen gegenüber 1950 reichten nicht aus. In den Unterstufenseminaren arbeiteten wir mit 50 bis 90 Studierenden, manchmal waren es auch 100 oder 120; in Rehms Oberseminar aber saßen 1960 bis zu 200 Studierende. Denn nur der untere Sockel der Lehrkörperhierarchie war erweitert worden, 1957 auf zwei, 1960 auf drei Wissenschaftliche Assistentenstellen, die Zahl der habilitierten Lehrpersonen am Institut aber war gleich geblieben. Hier zeigte sich die eigentliche Misere, denn die explodierenden Studentenzahlen mit ihren unerträglich überfüllten Seminaren, Sprechstunden und Staatsexamensprüfungslisten, nicht nur bei den Germanisten, waren nicht nur ein quantitatives Problem, sondern auch ein Problem der Strukturen und der in diesen Strukturen verankerten Herrschafts- und Bewusstseinsformen. Anfang der 60er Jahre wurden den Universitäten die ersten Aufstockungspläne für Professorenstellen angeboten, doch die Universität Freiburg behandelte sie höchst zögerlich. Das Ministerium z. B. sah die Einrichtung von Parallellehrstühlen vor, viele Ordinarien aber wollten nur ein untergeordnetes Extraordinariat dulden. Dass damit wichtige Chancen zur Verbesserung der Unterrichts- und Nachwuchssituation vergeben wurden, kümmerte dabei wenig. Zähl wurde die kaum beschränkte Machtfülle über Menschen und Sachen verteidigt, die die monokratische Institutsverfassung der deutschen Universität den Lehrstuhlinhabern zubilligte. So gerieten die hierarchischen Strukturen der Hochschule in wachsende Diskrepanz zu den funktionalen Bedingungen einer modernen Massen- und Ausbildungsuniversität.

Das führte denn auch zu Beunruhigungen. Am Institut gab es ab 1964 erste Aktivitäten der studentischen Fachschaft gegen Seminarüberfüllung und Prüferwillkür; auch forderten die Studenten zur besseren Orientierung eine Zwischenprüfung in der Mitte des Studiums (und ahnten nicht, was die Zukunft an Reglementierungen und Verschulung im Zuge ministerieller Studienreformen mit sich bringen sollte). Auf Universitätsebene kam es zu Konflikten zwischen ASTA und Rektorat, und auf Bundesebene wurde 1965 die bald sehr aktive Bundesassistentenkonferenz gegründet. Größere Auswirkungen hatte all das vorerst nicht.

Rehm immerhin hatte ein zweites Ordinariat beantragt, kurz nach seinem Tod kam ein drittes hinzu. Mit diesen Neuzugängen und den Assistenten, die sie mitbringen würden, schien die schlimmste Personalnot fürs erste gelindert. Doch die inhaltlichen und methodischen Konzeptionen des Fachs änderten sich nur wenig, als 1964 Wolfram Mauser auf Rehms Lehrstuhl und 1966 Gerhard Kaiser auf das dritte Ordinariat berufen wurden (das zweite hatte seit 1964 Gerhart Baumann inne). Weder Mauser noch Kaiser hatten in ihren Promotions- und Habilitationsschriften den herrschenden Kanon in Frage gestellt. Beide hatten die maßstabsetzende Werthaftigkeit hoher, aus der Alltäglichkeit herausgehobener Dichtung betont – Mauser stärker im ethischen Sinn menschlicher Vorbildhaftigkeit, Kaiser mehr im philosophischen Sinn weltanschaulicher Sinnstiftung. Beide hatten die herrschende Methodologie nur sehr vorsichtig erweitert: Mauser arbeitete betont gesamteuropäisch und komparatistisch; Kaiser war von Haus aus Historiker und am Säkularisationsparadigma interessiert. Beide allerdings verkörperten einen anderen Wissenschaftlertyp, waren jünger (Jahrgang 1927 und 1928), nüchterner und rationaler in ihrem Stil, methodenbewusster in ihrer Wissenschaftsauffassung, gesprächsorientierter in ihrem Umgang, offener zur politischen Gegenwart

hin.¹⁵ Beide schienen damals uns Freiburgern (Assistenten, älteren Studierenden und Hilfsassistenten) eine Gewähr für die von uns allen erhoffte, organische Erneuerung von Lehre, Umgangsformen, Organisationsstruktur und Forschung in Freiburg. Die dramatische Entwicklung, die das Institut bald nehmen sollte, wurde nicht von ihnen initiiert, und sie reagierten unterschiedlicher auf diese Herausforderungen, als irgend jemand von uns erwartet hätte.

Doch die Geschichte der Innovationen begann auch in Freiburg bereits in der 2. Hälfte der 50er Jahre. Diese Neuorientierung ging nicht vom Unbehagen am Kanon aus und nicht von einer Kritik an den wissenschaftstheoretischen Prämissen des Fachs, sondern von den praktischen Notständen der Lehre. 1956 und 1957 hatte Walther Rehm seine nunmehr zwei Assistentenstellen mit frisch promovierten Angehörigen der Jahrgänge 1928 und 1929 besetzt, Reinhardt Habel und Hans Peter Herrmann. Gemeinsam machten wir uns daran, die Unterstufenseminare, in denen wir nun unterrichten sollten, inhaltlich und didaktisch umzugestalten.

Erste Innovation: Einführungskurse

Bis 1956 waren alle – obligatorischen – Anfängerveranstaltungen in Freiburg konzipiert wie Mittel- und Oberseminare auch: eine vorwiegend sachorientierte Behandlung eines literarischen Gegenstandes mit einleitendem Lehrervortrag und mehr oder weniger gemeinsamen Textinterpretationen, mit langen studentischen Referaten und anschließenden Plenumsdiskussionen. Habel und ich nannten sie nun »Einführungen in das Studium der Neueren deutschen Literaturwissenschaft« und legten sie bewusst als Hinführung zum wissenschaftlichen Arbeiten und als Propädeutik für das Fach Germanistik an. Dazu isolierten und benannten wir die einzelnen Voraussetzungen, Techniken und Methoden wissenschaftlichen Arbeitens und lehrten erstmals in eigenen Sitzungen, mit studentischen Kurzreferaten und mit eigens zusammengestellten Listen, wie und mit welchen Hilfsmitteln man bibliographiert, wie man welche Bibliotheken benutzt und wie man zitiert, was die Prinzipien einer Edition sind, wie man mit Konversationslexika umgeht, welche Literaturgeschichten es gibt und wie man sie nutzt, wie man Sekundärliteratur liest und wie über sie referiert, was ein Zettelkasten ist etc. Erstmals machten wir auch die Methodengeschichte der Germanistik von den Anfängen bis zu Geistesgeschichte und Werkimmanenz zum offiziellen Reflexionsgegenstand im Curricularprogramm des Fachs.

All dies war kein Freiburger Spezifikum; Ähnliches geschah damals auch an anderen Instituten und ist inzwischen wohl überall eine Selbstverständlichkeit. Damals aber war

15 Diese Beobachtungen an den damals neu nach Freiburg Gekommenen sind inzwischen als typisch beschrieben worden: z. B. Bogdal 1990 und Rosenberg 2000 (»Nüchternheit« und »Rationalität« als Tendenzen der 60er Jahre und als Triebkräfte für das spätere Aufkommen von Strukturalismus, Psychoanalyse und Marxismus); Gärtner 1997, 291 (»Politisierung« der bundesdeutschen Öffentlichkeit, der akademischen Intelligenz und eines Teils der jüngeren Germanisten in der gleichen Zeit). Die Frage, wie weit demnach die Innovationen der 60er Jahre als Generationsspezifik der »Flakhelfer-Generation« gedeutet werden können, diskutiert Erhart 2000. Dazu auch weiter unten im Resümee.

es brandneu: die ersten einschlägigen Hilfsmittel von Georg Bangen, Paul Raabe etc. kamen erst um 1960 auf den Markt.¹⁶

Was wir mit unseren Altersgenossen hier betrieben, gehört in einen generellen Trend der späten 50er Jahre, der von Marcus Gärtner als »stille Modernisierung« und von Rainer Rosenberg als »Scientifizierung« benannt worden ist.¹⁷ Die Institution der Einführungsseminare erwähnt keiner von ihnen. Doch gerade sie bedeutet, wenn ich richtig sehe, über die »Scientifizierung« hinaus einen Bruch mit bisherigen Formen und Prinzipien der deutschen »Geisteswissenschaften«, und dies in dreierlei Hinsicht.

1. Zum ersten Mal wurden hochschuldidaktische Überlegungen als organisierendes Prinzip in den Universitätsunterricht eingeführt. Das widersprach allen traditionellen Vorstellungen von universitärer Lehre, nach der sich Wissenschaft im akademischen Unterricht gleichsam selbst vermittelt. – Dieser Aspekt der damaligen Innovation ist bis heute nicht zur durchgängigen Selbstverständlichkeit im Fach geworden, das zeigen das Schicksal der Hochschuldidaktik als Fach und die anhaltenden Schwierigkeiten mit dem Problem, das Erlernen und Vorweisen von Lehrbefähigung in der Habilitations- und Berufungspraxis zu verankern.

2. Die Einführungsseminare waren eine Gemeinschaftsarbeit zweier Nichthabiltierter; Habel und ich haben sie in Gesprächen miteinander entworfen, weiter entwickelt und korrigiert. Wir haben uns in unseren Seminaren besucht und später neue Assistenten einbezogen. Wir empfanden damals diesen Stil kollektiver Arbeit nicht ohne Grund als neu; was wir hier praktizierten, waren die Anfänge einer innerhalb der Germanistik neuen Institution, des späteren »Mittelbaus«, der im Innovationsschub nach 1968 eine wichtige Rolle spielen sollte.

3. Ohne dass uns das damals bewusst gewesen wäre, durchbrachen wir mit diesem neuen Seminartyp den Regelkreis von gymnasialer Schul- und universitärer Berufsausbildung, innerhalb dessen das deutsche Bildungsbürgertum bisher seine hegemoniale Elitenbildung betrieben hatte. Diese akademische Elitenbildung hatte im 19. Jahrhundert gut funktioniert, war spätestens nach dem 1. Weltkrieg heftig in die Diskussion geraten, bestimmte nach 1945 aber noch durchweg das Ausbildungssystem der Bundesrepublik. Jetzt aber zeigte sich, dass das akademisch gebildete Elternhaus und ein am klassischen Literaturkanon ausgerichtetes Gymnasium offensichtlich die Studierenden nicht mehr selbstverständlich für die Universität qualifizierten.¹⁸ Die wachsenden Massen von Anfängern mussten an ein literaturwissenschaftliches Studium ei-

16 Selbstverständlich hat es schon früher methodologisch orientierte Einführungen in die Literaturwissenschaft gegeben; dabei handelte es sich vor allem um Vorlesungen und Bücher (Dainat 2002). Das Neue an unserer Praxis scheint mir die Ausrichtung eines ganzen Semesterprogramms in einem eigenen Seminar auf diesen Aspekt und die durchgehende Verbreitung solcher Lehrveranstaltungen innerhalb der BRD zu sein. – Allerdings ist die Seminarpraxis der Wissenschaftsgeschichte kaum zugänglich und bestenfalls über biographische Untersuchungen zu erschließen. Entscheidende Anregungen für meine Lehrtätigkeit habe ich 1949 in Hermann Heimpels Göttinger Proseminar in mittelalterlicher Geschichte bekommen; im Vorlesungsverzeichnis ist das nicht zu erkennen.

17 Gärtner 1997, 290, mit einem Begriff von Utz Maas; Rosenberg 2000, 85. Zum Anfang des Neuen mitten im Alten, am Beispiel von Peter Szondi, auch: Scherer 2000. Dass »die Werkimmmanenz« nicht die geschlossene Epoche darstellt, als die sie die 68er sahen, kann inzwischen als gesichert gelten.

18 Die bildungspolitischen Veränderungen in der BRD als Voraussetzung der Germanistikreformen von 1968 beschreibt Zymek 2000.

gens herangeführt werden. Erhöhter Andrang zur Hochschulausbildung, gesellschaftliche Ausdifferenzierung und Kulturwandel in den 50er Jahren hatten an dieser Schnittstelle zwischen Gesellschaft und Literaturwissenschaft den überkommenen, elitären Zunftcharakter der »geisteswissenschaftlichen« Disziplinen unterhöhlt und einen anderen Umgang mit dem Fach erzwungen: rationaler, arbeitsteiliger, »kundenorientierter« als bisher.

Mit solchen Beobachtungen erscheint die kleine Innovation der Freiburger Einführungskurse von heute aus gesehen als Teil größerer Veränderungen. Dass damals die Studentenschwemme von Universität und Kultusbürokratie vor allem als quantitatives Problem verstanden wurde, war ja nicht einfach falsch: die Bundesrepublik brauchte in der Tat mehr Akademiker. Aber das war nur die Oberfläche der Misere. Tatsächlich hatten gerade die traditionellen »Geisteswissenschaften« es nicht nur mit mehr, sondern mit anderen Studierenden zu tun. Zum einen kamen die Studienanfängerinnen und Studienanfänger neuerdings zu einem ins Gewicht fallenden Anteil aus Schichten außerhalb des bisherigen Bildungs- und Beamtenbürgertums.¹⁹ Zum anderen war das bisher relativ stabile Sozialsystem der BRD in Bewegung geraten. Es ist offenbar Konsens der empirischen Sozialwissenschaftler²⁰, dass bereits in den 50er Jahren ein gesellschaftlicher Ausdifferenzierungsprozess begann, der in seinem Fortgang die »traditionelle Großgruppengesellschaft« der BRD mit ihren relativ festen Klassen- und Schichtengrenzen auflöste und die gesellschaftlichen Zugehörigkeiten neu mischte (Beck 1986, 139; die folgenden Zitate ebd. 122 und 128). Es war eine Entwicklung, die in den 60ern an Tempo gewann und bis heute nicht zum Stillstand gekommen ist. Ihre Bewertung ist strittig (dazu Sill in diesem Band). Eindeutig aber scheint, dass damit die bis dahin relativ statisch geschichtete Kultur der Bundesrepublik mit ihrer hegemonialen Bedeutung literarischer Bildung in Bewegung geriet. An ihre Stelle trat eine Vielzahl unterschiedlicher »Milieus« mit einer bis dahin unbekanntenen »Individualisierung und Diversifizierung von Lebenslagen und Lebensstilen«. Über Rang und Bedeutung von literarischer Bildung im Leben und Berufsweg des Einzelnen entschieden jetzt weniger als früher Bildungsgrad und Schichtzugehörigkeit, und mehr als bisher »die Interessen, Bedürfnisse, Werte und Gewohnheiten des jeweiligen Milieus« (Bogdal 1998, 12).²¹

Mit dieser Entwicklung schwanden wichtige Voraussetzungen für das bisherige Selbstverständnis, für die gesellschaftliche Geltung und für den Studienaufbau der kultur- und gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen im allgemeinen und der Literaturwissenschaft im besonderen. Die Germanistik aber hatte kein Gespür für das, was da auch mit ihr passierte, und reagierte auf die neue Situation viel zu lange nicht mit einer Neukonzeption von Wissenschaft und Ausbildung, sondern nur mit punktuellen prakti-

19 Während im Zeitraum von 1950/51 bis 1958/59 der Anteil von Beamtenkindern an der Zahl bundesrepublikanischer Studierender von 39,6 % auf 35,1 % und der von Kindern aus nichtakademischen freien Berufen, selbständigen Landwirten sowie Handel- und Gewerbetreibenden von 34,2 % auf 20,2 % zurückging, stieg in der gleichen Zeit der Anteil der Angestelltenkinder von 20,9 % auf 26,9 % und der der Arbeiterkinder von 3,6 % auf 5,3 %. Der Trend setzte sich im nächsten Jahrzehnt fort: Köhler 1992, 87 (Tabelle 17).

20 Zum Forschungsstand der Aufsatz von Oliver Sill in diesem Band; vgl. auch Bogdal 1998 mit weiterer Literatur.

21 Dass mit dieser Aufsplitterung in Milieus sich nicht auch die vertikalen Klassenunterschiede ein ebneten, auf deren Abbau die Bildungsreformer der 60er Jahre hofften, ist das skeptische Ergebnis der empirischen Untersuchung von Köhler 1992.

schen Maßnahmen, von denen die Aufblähung des in der Institutshierarchie eingezwängten »Mittelbaus« die auffälligste war.²²

So blieb auch in Freiburg den Assistenten die Arbeit überlassen an der Bruchstelle zwischen der traditionellen Universität und einer modernen Gesellschaft, deren studentische Mitglieder bereits in den überfüllten Seminaren den Lehrenden gegenüber saßen. Eine Zeit lang gelang es halbwegs, die Vorböten einer neuen kulturellen Ordnung durch den breiten Trichter der Einführungskurse in die engen Gänge traditioneller Fächer zu pressen und sie nach dem Examen mit den Sprachregeln, den Denkweisen und dem Habitus einer bildungsbürgerlichen Akademikerkultur zu entlassen. Dann ließen sich die Widersprüche nicht mehr zusammenhalten. Folgerichtig war es dann auch der akademische Mittelbau, der in den Umbruchjahren nach 1968 die entscheidenden Innovationen im wissenschaftlichen Profil des »Deutschen Seminars« einführte.

Bis in die Zeit der »Studentenbewegung« hinein blieben die »Einführungskurse« die einzige inhaltliche Neuerung am Institut. Äußerlich allerdings veränderte sich das Seminar in den 60er Jahren sehr. Aus der Enge des Jugendstilgebäudes war es in die größeren Räume eines modernen Rasterbaus gezogen, doch schon liefen Planungen für einen eigenen, mehrstöckigen Raumkomplex in einem 1967 fertiggestellten, architektonisch überzeugenden weiteren Kollegiengebäude. Und Wolfram Mauser hatte begonnen, zusammen mit der neu bewilligten Bibliothekarin und unterstützt vom gesamten Lehrkörper, die Seminarbibliothek zu einem reich bestückten, gut geführten modernen Dienstleistungszentrum auszubauen.

Auch die Zahl der Einführungskurse vermehrte sich mit den neuen Assistentenstellen, etwas später auch die Zahl der Mittelstufen-Seminare.²³ Konstant blieben hingegen die Hauptseminare: von 1965 bis WS 1968/69 waren es drei, mal eins weniger, selten eins mehr, wenn ein Ordinarius beurlaubt oder ein Gastdozent anwesend war. Bereits 1967 musste Gerhard Kaisers Assistentin für sein Hauptseminar 300 Hausarbeiten in einem Semester korrigieren.

22 Die geschilderte Entwicklung begann bereits in den 30er Jahren; ein früher Versuch, nach 1945 auf den Verlust eines allgemeinen, fächerübergreifenden Bildungswissens in der Universität zu reagieren, war die in Freiburg vor allem von Gerd Tellenbach seit 1952 vorangetriebene Einführung eines »Studium Generale«. Das entwickelte sich jedoch bald zu einem offenen Marktplatz für kulturelle, politische und allgemeinbildende Angebote: nützlich, aber ohne Relevanz für die Probleme der Hochschulausbildung in den einzelnen Fächern.

Wirkliche Veränderungen wurden dann erst nach 1968 mit der Einführung reglementierter Studiengänge durch die Landesuniversitätsgesetze erzwungen – deren Bewertung und die Darstellung ihrer Durchsetzung gegen den Widerstand von Professoren, Mittelbauern und Studierenden wären ein eigenes Thema.

23 Hierarchiegeschichtliches Detail am Rande: als Nichthabilitierte durften Assistenten und Räte ihr selbständig gehaltenes »Proseminar« lange Zeit nur unter der formellen Verantwortung eines Ordinarius ankündigen. Das war eine alte Regel: »Rehm durch Baumann« hieß es in den frühen 50ern beim Seminar Unterstufe (ich habe Rehm niemals in einem Baumann-Seminar gesehen); ab 1966 durften und mussten Mittelbauer auch Proseminare halten, nun immerhin unter der Flagge »Mauser mit Schwan«, »Kaiser mit Turke. 1968 wurde die Form noch einmal verändert: »Kaiser, Kirchheim; zu dieser Zeit firmierten andere Proseminare bereits in Eigenverantwortung der jeweiligen Nichthabilitierten, was bald zur durchgängigen Regel wurde. Heilige Kühe gab es allerdings auch weiterhin.

Entwicklung der Lehrveranstaltungen Deutsches Seminar, Neue Abteilung (zum Vergleich: Studierendenzahlen und Fläche des Gesamtseminars)

	Einführungen	Proseminare	Hauptseminare	Studierende	Institutsfläche
SS 1957	2	2	2	ca. 350	ca. 250 qm
SS 1963	3	2	2	ca. 1.200	ca. 520 qm
SS 1964	3	2	2		
SS 1965	4	3	3		
SS 1966	5	4	4		
WS 1966/67	5	4 *	4		
SS 1967	4	6 *	3	ca. 1.800	
WS 1967/68	6	5 *	3		
SS 1968	6	6 *	4		
WS 1968/69	10	13 *	3		ca. 2.500 qm
SS 1969	10	14 *	6		
WS 1972/73	17	19	12	2.145	

* - siehe ²⁴

Auch inhaltlich veränderte sich das Unterrichtsangebot in dieser Zeit nicht grundsätzlich. Kaiser unterrichtete vor allem Schiller (Dramen und Philosophische Schriften) und Goethe (Faust), daneben Gattungsprobleme (Tragikomödie, Novelle); er zog durch seine anspruchsvolle, textbezogene, historisch und philosophisch informierte Aufarbeitung des klassischen Kanons viele Studierende an. Mauter setzte seine vorsichtige, aber entschiedene Erweiterung von Kanon, Methodik und Perspektiven fort: moderne Lyrik, Barockliteratur unter Einbeziehung der neuen rhetorikgeschichtlichen Forschung, Aufklärung als bedeutende, eigenständige, vernunftorientierte Reformepoche.

Nach der Studentenbewegung: ein anderes Gesicht des Instituts

Das Bild änderte sich, als zwischen 1968 und 1970 der erbitterte Streit zwischen protestierenden Studenten und reformunwilligen Professoren das Seminar in eine tiefe Krise gestürzt und auch bei den Germanisten die Forderungen nach anderen Lehrinhalten und Lehrformen und nach Mitbestimmung auf die Tagesordnung gesetzt hatte.²⁵ Das

24 Mitgezählt und durch * markiert: je ein oder zwei Proseminare des Akademischen Oberrats Walter Ernst Schäfer zur Grammatik: ein bald wieder eingestellter Versuch, sprachlichen Defiziten bei den Studierenden abzuweichen und sie wenigstens in diesem Gebiet auf ihre künftige Schulpraxis vorzubereiten.

25 Über die Auseinandersetzungen am Institut zwischen 1968 und 1970 zu berichten, ist hier nicht der Ort und nicht mein Interesse. Material dazu aus studentischer Sicht in: Basisgruppe 1996, – als Rückschau eines ehemaligen SDS-Mitglieds in: Müller 1985, – aus meiner Sicht von 1994 in: Winter 1999 (mit Beiträgen anderer Beteiligten). Wie wenig es gelingt, Distanz zu den damaligen Befindlichkeiten zu finden, wenn man am ordinarialen Deutungsmonopol festhält, dokumentiert Gerhard Kaisers Autobiographie (Kaiser 2000).

Vorlesungsverzeichnis von 1972/73 zeigt ein anderes Institut (Abbildungen auf dieser und der nächsten Seite).²⁶

Philosophische Fakultät III

Germanische Philologie

- A, M, H, Ph** – **Baumann** Deutsche Romanik
Di, Do 17–18 – HS 2004
- A, M, H, PH** – **Mausser** Literatur der Aufklärungzeit
Mo, Di 9–10 – Audimax
- A, M, H, PH** – **Ohl** Thomas Mann II
Mi, Fr 16–17 – HS 2004
- A, M, H, PH** – **Schroeder** Das deutsche Geschichtsdrama
Di, Fr 17–18 – Audimax
- Türk** Einführung in die Literaturwissenschaft. I. Texttheorie
Di 11–12 – HS 1009; Do 11–12 – HS 3117

Germanische Philologie, Deutsches Seminar, Neue Abteilung

Einführung in das Studium der neueren deutschen Literaturgeschichte

- **A** – **Greiner** Fr 9–11 – Raum 3210
- **A** – **Greiner** Fr 15–17 – Raum 3210
- **A** – **König** Mi 16–18 – Raum 3210
- **A** – **Renner** Mi 14–16 – Raum 3210
- **A** – **Renner** Mi 18–20 – Raum 3210
- **A** – **Schäfer** Di 9,30–10 – Raum 3210
- **A** – **Schäfer** Do 9,30–10 – Raum 3210
- **A** – **Scholz** Di 15–16 – Raum 3210
- **A** – **Scholz** Mi 18–20 – Raum 3305
- **A** – **Schwan** Do 18–20 – Raum 3210
- **A** – **Schwan** Fr 16–18 – Raum 3305
- **A** – **Wirth** Fr 11–13 – Raum 3210
- **A** – **Wirth** Fr 18–20 – Raum 3214
- **A** – **N. N.**
- **A** – **N. N.**
- **A** – **N. N.**
- **A** – **N. N.**

Proseminare

(Die Teilnahme an den folgenden Proseminaren setzt den erfolgreichen Besuch einer Einführung in das Studium der neueren deutschen Literaturgeschichte voraus)

Buhr Interpretationsübungen zur modernen Lyrik
Fr 16–18 – Raum 3214

Greiner Prosa der DDR
Di 11–13 – Raum 3214

Greiner Literatur der Arbeitswelt in der DDR
Mi 9–11 – Raum 3411

Herrmann Marxistische Literaturbetrachtung II
Mi 20–22 (2. Termin nach Vereinbarung) – Kopfraum Alte Abteilung

Jehn/Wucherpfennig Marxistische Literaturbetrachtung I
Di 11–13 – Raum 3305

Kaiser Klassik und Französische Revolution; Goethes „Hermann und Dorothea“ und Schillers „Wilhelm Tell“
Do 9–11 – Raum 3305

M, PH – **Karnick/Helessek** „Martin Luther & Thomas Münzer oder Die Einführung der Buchhaltung“. Zur Rezeption historischer Vorgänge in Geschichtswissenschaft und dramatischer Literatur.
Di 18–20 – HS 3306

König Übungen zur Analyse von Pöbelitzik
Do 16–18 (2. Termin n. V.) – Raum 3305

Kittler Der Roman als Poesie und als Prosa. „Heinrich von Ofterdingen“ – „Die Aufzeichnungen des Maximal Brügge“
Di 16–20 – Raum 3214

²⁶ Auch der habilitierte Lehrkörper hatte sich vergrößert, die Zahl der Hauptseminare entsprach endlich der Veränderung bei den Studierendenzahlen (das Sechsfache gegenüber den 50er Jahren), s. obige Tabelle. Die relativ ausgewogene Lehrsituation änderte sich allerdings bald wieder: 1977 begann die lange Reihe der Stellenstreichungen). Nach dem Umzug 1968 in das neue Kollegiengebäude hatte das Institut genügend Platz für Bücher, Lehrkräfte und den erheblich vergrößerten Apparat an Verwaltungspersonal und wissenschaftlichen Hilfskräften.

A, M – Lange-Kirchheim Psychoanalyse und Literatur – J.W. Goethe: „Die Leiden des jungen Werther“
Mi 9–10.30 – Raum 3413

A, M – Lange-Kirchheim Psychoanalyse und Literatur – J.W. Goethe: „Die Leiden des jungen Werther“
Fr 9–10.30 – Raum 3305

Neumann Übungen zur „Mimesis“-Frage (II): Muel – Kafka – Brecht
Mo 10–12 – Raum 3305

Nollenius Zum Wandel der gesellschaftlichen Funktion des Deutschunterrichts seit 1945
Mi 20–22 – Raum 3210

Renner Science Fiction
Di 20–22 – Raum 3410

Renner J. G. Schnabel: „Die Insel Felsenburg“
Mo 20–22 – Raum 3410

Schäfer Theorie, Formen und Techniken der Prosaerzählung im 17. Jahrhundert
Fr 10–12 – Raum 3410

Schäfer Aspekte der Erzähltechnik im modernen Roman
Mi 14–16 – Raum 3305

Scholz Literatur der deutschen Klassik
Mi 16–18 (2. Termin n. V.) – Raum 3305

Schwan Fontane
Di 18–20 – Raum 3305

Hauptseminare

H – Baumann Arthur Schnitzler
Fr 18–20 – Kopfraum Ahs Abteilung

H – Dyck Kriterien der Literaturgeschichtsschreibung nach 1900
Mo 18–17 – Raum 3305

H – Dyck Literatursoziologie II: Leipzig um 1790
Di 10–12; Fr 11–13 – Raum 3305

H – Herrmann/König Literatur der Weimarer Republik für den Deutschunterricht
Di 16–18 (2. Termin nach Vereinbarung) – Raum 3305

H – Herrmann/Wirth Proletarische und bürgerl. Literatur in der Weimarer Republik II
Do 20–22 (2. Termin nach Vereinbarung) – Raum 3305

H – Kaiser Die Helena-Tragödie in „Faust II“
Di 9–11 – Raum 3305

H – Kaiser Künstlerromane
Mi 9–11 – Aula

H – Mauser Österreichische Literatur um 1900
Mi 9–11 – Raum 3305

H – Ohi Der junge Hofmannsthal
Do 16–20 – Raum 3305

H – Ohi Martin Walser (Oberseminar)
Fr 19–22, 14täglich – Raum 3210

H – Schröder Odys von Horváth II
Fr 18–20 – Raum 3305

Guzoni mit Kiffler, Schecker, Turk Ding, Zeichen, Symbol (Philosophie, Literaturwissenschaft, Linguistik)
Mi 18–20 – Raum 3413

Kolloquien

Baumann Kolloquium zur Vorlesung
Do 16–20, 14täglich – HS 1023

Herrmann Kolloquium für Examenkandidaten und Dozierenden
14täglich (Termin nach Vereinbarung)

Mauser Kolloquium zur Vorlesung
Di 10–11 – HS 1123

Mauser Kolloquium für Examenkandidaten
Mi 11–12 – Raum 3305

Der vertraute Stoffkanon ist aufgebrochen. Völlig neue Gebiete sind entstanden: Science Fiction, politisch engagierte Literatur, Literatur der Arbeitswelt; auch die Publizistik gehörte nun zum lehrfähigen Fachwissen. Neue oder bisher vernachlässigte Epochen wurden behandelt: Weimarer Republik, moderne Lyrik, viel Gegenwartsliteratur (DDR, Dieter Fortes jüngst gespieltes Geschichtsdrama, Martin Walser).

Über die neuen Gegenstände hinaus neue Methoden (marxistische und psychoanalytische Literaturanalyse, Literatursoziologie) sowie literaturtheoretische und wissenschaftstheoretische Fragestellungen (Mimesis-Frage, Erzähltechnik, Literaturgeschichtsschreibung, eine Vorlesung zur Texttheorie, ein tastender Versuch zur Zeichentheo-

rie) – Methoden und Theorien explizit als eigene Lehrgegenstände. Dazu zwei Veranstaltungen, die das künftige Praxisfeld der meisten Studierenden, den Deutschunterricht, bereits innerhalb der Universitätsausbildung thematisierten. Und eine Reihe konventioneller Themen, nicht nur bei den Ordinarien: Prosasatire im 17. Jahrhundert, Klassik, Fontane.

Was fehlte und auch später keinen eigenen Ort in Freiburg erhielt, waren Systemtheorie und Konstruktivismus; die Rezeptionstheorie wurde am Institut diskutiert, fand aber keine eigene Vertretung. Drei Fachgebiete fehlten 1972/73 noch im Lehrprogramm, erlangten aber bis 1985 teils mehr, teils weniger Bedeutung: die Geschlechter-, die Medienwissenschaft und die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit des Faches. Darüber später.

Das ist ein vielfältiges Bild; es deckt ein breites Band der zeitgenössischen Diskussionen innerhalb des Faches ab.²⁷ Verglichen mit den Lehrangeboten vor 1966 scheint hier eine richtige Revolution stattgefunden zu haben²⁸, und in der Tat ist der tiefgreifende Umbruch der Germanistik 1968/70 von denen, die ihn aktiv betrieben, als Befreiung erlebt worden. Die Literaturwissenschaft öffnete sich in die gegenwärtige kulturelle und gesellschaftliche Wirklichkeit und entdeckte den sozialen und politischen Boden ihrer historischen Gegenstände als auch von ihr zu bestellendes Land.²⁹

Das war nicht nur ein Hinausgehen aus dem Elfenbeinturm in bisher tabuisierte Gebiete, es war eine weitgehende Neukonzeptionierung der Literaturwissenschaft und wurde subjektiv auch so wahrgenommen, von den einen als Bedrohung, von den anderen als Chance. Ich erfuhr den Umbruch als Chance, als Weg zu einer befriedigenderen Form von Literaturwissenschaft und als Möglichkeit, mich in meinem Beruf neu zu positionieren, einen sinnvollen sozialen und intellektuellen Ort zu finden: als Habilitierter innerhalb des Instituts und der Universität, als Lehrender gegenüber einer alle Kräfte herausfordernden Studentenschaft und als Bürger in einer politisch gewordenen und zukunftsgerichteten Öffentlichkeit, – mit neuen Einsichten in die Notwendigkeit demokratischer Regeln, mit einer grundsätzlichen Bereitschaft zu begrenzten Regelverletzungen, wenn nötig, in beiden Rollen, der des akademischen wie der des Staats-Bürgers, – und mit der Erfahrung, im Beruf und im gesellschaftlichen Umgang Konflikte aushalten zu müssen, von denen ich bis dahin keine Vorstellungen gehabt hatte.

27 Überblicksdarstellungen zur damaligen Fachsituation aus entgegengesetzten Perspektiven bei Hermand 1994 und Vietta 2000. Hermand referiert aus der offen links engagierten Sicht des Beteiligten, Vietta aus der Sicht des angeblich über den Fronten stehenden, konservativen Ästhetikers; Hermand wird von Vietta heftig angegriffen, Vietta von den Diskussionsteilnehmern seiner Tagung m. E. nicht grundsätzlich genug kritisiert.

28 Anders z. B. Gärtner, der die Fixierung auf »1968« ablehnt und von einer sukzessiven Umwandlung, einem »kumulativen Bruch« spricht (Gärtner 1997, 288). Doch im Freiburger Lehrprogramm waren die Veränderungen um 1968/70 weit gravierender als die zwischen 1963 und 1968; die Veränderungen in den Lehrformen hatten nur den einen, beschriebenen Vorläufer, die in der Institutsorganisation waren ohne reale Vorgeschichte.

29 Modernisierungssignale für die gesamte Universität sandte auch das neu gestaltete Vorlesungsverzeichnis vom WS 1972/73 aus. Der schlichte gelbliche Broschürenumschlag war durch eine anspruchsvolle schwarze Grafik auf lichtgrünem Grund ersetzt worden; im Inneren hatte die traditionelle Antiqua einer serifenlosen Maschinenschrift Platz gemacht; der um ein Mehrfaches angestiegene Umfang wurde durch Blöcke verschiedenfarbigen Papiers gegliedert. Die Universität trat als modernes Dienstleistungsunternehmen auf.

Das 68er-Theorem vom politischen Charakter der Wissenschaft auch dort, wo sie sich unpolitisch gibt, hatte am Freiburger Institut bei vielen jüngeren und auch bei mir Vierzigjährigem kritische Auseinandersetzungen mit dem eigenen Wissenschaftsverständnis ausgelöst. Auch in Freiburg lernten Lehrende von ›den Studenten‹ und von den publizistischen Auseinandersetzungen in der ›ZEIT‹, der ›Alternative‹ oder dem ›Kursbuch‹, lasen gemeinsam neue theoretische Texte (in der symptomatischen Reihenfolge Habermas, Lukács, Marx), und für viele begann ein über Jahre dauerndes Zweitstudium in den Fächern Literatursoziologie, Sozialgeschichte, Kommunikationswissenschaft, marxistische Gesellschaftstheorie oder (z. T. auch: und) Psychoanalyse: die eigene Neuorientierung sollte auf solide Füße gestellt werden.³⁰

Die beunruhigende, von Aufbruchsstimmung und Orientierungsschwierigkeiten geprägte Lage hatte auch zu neuen Formen der Zusammenarbeit geführt, die an produktivem Austausch und harten Auseinandersetzungen intensiver waren als alles, was ich bisher kennen gelernt hatte. Auf Lehrkörperebene war das ein Gesprächs- und Lektürekreis von Mittelbauern und Habilitierten, aus dem heraus nach einiger Zeit die ersten Studienreformprojekte geplant und durchgeführt wurden. Auf Unterrichtsebene waren das informelle und formelle Arbeitsgruppen mit älteren Studierenden, meist im Kontext von Pro- und Hauptseminaren, in denen sich eine teilweise mehrsemestrige, für beide Seiten oft sehr fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Studierenden und Lehrenden ergab. Von einigen weiteren solcher Gesprächs- und Arbeitszusammenhänge wird noch die Rede sein.

Neue Gebiete und Methoden wurden nicht nur von denjenigen im Lehrkörper erschlossen, die sich als links verstanden. Viele Freiburger Lehrende haben in diesen Jahren ein Thema gefunden, mit dem sie sich einen Namen machten, zum Beispiel Wolfram Mauser und Carl Pietzcker mit ›ihrer‹ Literaturpsychologie; aber auch für andere begannen hier Erfolgsgeschichten.³¹ Andere, wie Gerhart Baumann oder Hubert Ohl blieben bei dem, was sie bisher gelehrt hatten; Gerhard Kaiser verteidigte in Lehrveranstaltungen und Veröffentlichungen die Tradition in Auseinandersetzung mit Leitfiguren der Studentenbewegung wie Adorno, Marcuse oder Benjamin (Kaiser 1973 und 1976).

Ich machte die Kanonöffnung nur in geringem Umfang mit. Mein Interesse galt weiterhin ästhetisch anspruchsvoller ›bürgerlicher‹ Literatur, verschob sich aber von einer ›affirmativen‹ zu einer ›kritischen‹ Auseinandersetzung mit ihr. Die Auseinandersetzung mit marxistischer Gesellschaftstheorie hatte mir, wie anderen nicht orthodoxen Linken auch, einen ersten, entscheidenden Schritt eröffnet auf dem Weg, Literatur nicht mehr als abgesondertes Reich, sondern in ihrer gesellschaftlichen Herkunft und Funktion zu sehen, die Geschichte der modernen Gesellschaft vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart als Einheit zu begreifen und die Geschichte der deutschen Literatur

30 Zur Bedeutung von Interdisziplinarität als funktionales Äquivalent für ›Bildung‹ siehe den Aufsatz von Wilhelm Voßkamp in diesem Band.

31 Schon das Vorlesungsverzeichnis von 1972/73 enthält eine ganze Menge Zukunft, z. B. Jürgen Schröders Vorlesung ›Das deutsche Geschichtsdrama – 1994 erschien sein Buch über eben dieses Thema; dann: Bernhard Greiner und die DDR-Literatur, Astrid Lange-Kirchheim und die psychoanalytische Literaturbetrachtung, Walter Ernst Schäfer und das 17. Jahrhundert; bald kamen weitere Namen hinzu, z. B. Wilhelm Kühlmann (Assistent ab 1974) mit Seminaren zum 17. Jahrhundert, später Manfred Schneider, der in Freiburg seinen Weg in die Postmoderne begann; weitere Namen oben (S. 16 f.).

von Lessing bis zu Brecht, Enzensberger oder Grass als Ausarbeitung und Kritik eines umfassenden Projektes ›bürgerlicher‹ Kultur.

Unter diesem Gesichtspunkt rückte Bert Brecht als Kritiker und Erbe der Tradition wie als politisch engagierter, marxistischer Intellektueller in das Zentrum des Interesses und bestimmte für längere Zeit mein Lehrprogramm; später kamen Enzensberger, Alexander Kluge, Peter Weiss hinzu. Insgesamt aber nahm in den Seminaren die Auseinandersetzung mit der Literatur der Goethezeit den größeren Raum ein, nicht nur, weil ihre Behandlung in der Lehrerausbildung verlangt wurde, sondern auch, weil ich es als Herausforderung empfand, die alten, mir vertrauten Texte in ihrer ästhetischen Kraft und Vielfalt den Studierenden nahe zu bringen und sie dabei unter der Perspektive gesellschaftshistorischer Zusammenhänge neu zu lesen. Trotz aller Kritik an einzelnen Aspekten blieb mir die marxische Gesellschaftsanalyse als Hintergrundtheorie wichtig, weil sie die dreifache Vermitteltheit aller intellektuellen und künstlerischen Arbeit präsent hält: ihre Positionierung in sozialen Zusammenhängen, historischen Entwicklungen und Macht/Herrschaftsbeziehungen. Einer der Schlüsselbegriffe unserer marxistischen Literaturinterpretation, der des ›bürgerlichen Individuums‹, gab später Anschlussmöglichkeiten sowohl zur soziologischen Individualisierungsthese Ulrich Becks wie zur diskursanalytischen Subjektkritik der Poststrukturalisten.

Anderen ging es ähnlich mit der deutschen Literaturgeschichte. Über viele Jahre hinweg hat ein ›Schwerpunkt 18. Jahrhundert‹, in dem mehrere Pro- und Hauptseminare zusammengefasst waren, Hanno König, Carl Pietzcker, Rüdiger Scholz, mich und andere beschäftigt. Zusammen mit Studierenden erarbeiteten Scholz und ich eine umfangreiche Grundlagentexte für den Seminargebrauch, und die Zwischenergebnisse von Scholzens Habilitationsschrift über Goethes Faust (Scholz 1995), wie später ihr Text, flossen in den Unterricht ein. Pietzcker und König gründeten ähnliche Schwerpunkte für die Literatur des Kaiserreichs und der Weimarer Republik, aber auch zur Arbeiterliteratur und zur Westdeutschen Literatur nach 1945 bis heute. Ziel war es, den Studierenden durch forschendes Lernen einen eigenen Einblick in die Zusammengehörigkeit von Literaturgeschichte einerseits, Sozial- und Politikgeschichte Deutschlands andererseits zu geben, sie also ästhetisch und politisch zugleich auszubilden.

Dieses Doppelprogramm durchzuhalten, ist nicht immer gelungen. Vor allem in den ersten Jahren schoben sich die politisch aktuellen und auch für uns Lehrende neuen Erkenntnisse der in Deutschland gewaltsam abgebrochenen, marxistischen und psychoanalytischen Wissenschaftstraditionen nach vorne. Das führte bei den Literaturliebhabern unter den Lehrenden wie unter den Studierenden zu erheblichem Unbehagen und zu Auseinandersetzungen mit politisch besonders Engagierten. Später mussten dann wir Dozenten in den Seminaren schon eher die politische und soziale Dimension von Poesie gegen ihre verzaubernde Kraft anmahnen. Der Anspruch war dort wie hier, beides im Blick zu haben: die Eigenständigkeit der Literatur *und* ihre Funktion im politischen Machtspiel und auf dem Kulturwarenmarkt.

›Wir Reformeure‹ sind gelegentlich gefragt worden, hämisch oder besorgt, wie wir als qualifizierte UniversitätslehrerInnen den Dilettantismus und Dogmatismus mitmachen oder tolerieren könnten, der manchmal in unseren Lehrveranstaltungen verzapft wurde. Hätten wir nicht sehr viel schneller und rigider wissenschaftliche Mindestmaßstäbe durchsetzen müssen? Wir haben uns die Frage selbst gestellt und nicht immer verneint. Später hat ja auch der Feminismus gezeigt, dass unter anderen Bedingungen der Weg von vereinfachten Ausgangsfragestellungen zu hoch anspruchsvoller Wissenschaft

schneller zurück gelegt werden kann als es in den 70ern manchmal in linken Seminaren geschah. Doch im Prinzip halte ich den Weg für gerechtfertigt, beim Durchbruch eines neuen wissenschaftlichen Paradigmas nicht gleich zu prüfen, ob auch alle herkömmlichen Fachstandards eingehalten werden, sondern vorrangig darauf zu schauen, ob Sachinteresse, Neugier, Instinkt und Phantasie zu neuen Erkenntnissen und Methoden führen. Und, ob nun gut geheißsen oder nicht: ein neues Paradigma war die Zusammenführung von Literatur- und Gesellschaftsgeschichte in der bundesdeutschen Literaturwissenschaft in der Tat – wie ja auch die zeitweise Aufhebung der Grenze zwischen Universität, Politik und Literatur Epoche gemacht hat in der Kultur der BRD.

In anderen »Flügeln« des Instituts wurde nach 1968 um andere Veränderungen gekämpft. Die Entstehung feministischer Literaturwissenschaft brauchte auch in Freiburg ihre Zeit. Sehr langsam tauchten Frauen im Lehrkörper auf: 1968 eine erste Akademische Rätin, 1973 eine erste Assistentin, 1984 eine zweite, 1985 eine dritte. Die erste Professorin, Irmgard Roebeling, kam erst 1987, nach langen internen Auseinandersetzungen; »natürlich« war es nur eine C3-Stelle. Der Versuch, 1990 mit Inge Stephan eine Frau auf eine der vier C4-Stellen am Institut zu berufen, scheiterte in der Fakultät. »Was wollen Sie, wir haben doch schon eine Frau«, sagte mir damals ein renommierter Kollege.

Die ersten frauenspezifischen Themen im Lehrprogramm wurden ab 1979 von Männern angeboten³² (die widersprüchliche Rolle interessierter Männer in den Anfängen des Feminismus wäre eine eigene Untersuchung wert), erst ab 1982 auch von Frauen³³ und nun häufiger; aber erst im SS 1987 erfolgte die explizite Markierung als eigenständiges Teilfach (Lieselotte Voß: »Methoden feministischer Literaturwissenschaft«)³⁴, das dann von Irmgard Roebeling betreut wurde.

Weniger Erfolg hatten Versuche, den Textbegriff der Literaturwissenschaft hin zu den neuen Medien zu überschreiten. Es gab nach 1977/78 zwei Filmseminare mit dem Wiss. Angestellten Dr. Horst Nitschak, 1985/86 eine Vorlesung »Radio« von F. A. Kittler, 1987 ein Hauptseminar von R. G. Renner und 1988-90 die Gastprofessur eines Medienwissenschaftlers, Joachim Paech; aber alle Versuche, einen eigenen Medienlehrstuhl einzurichten, scheiterten am Widerstand der Kollegen und der Bürokratie.

Mir scheinen beide Geschichten bezeichnend zu sein: Die neue feministische Literaturwissenschaft eroberte sich trotz patriarchalischer Widerstände einen offiziellen (Rand-)Platz, denn ihre Protagonistinnen waren im Institut präsent, als Mehrheit der Studierenden und als Teil des Lehrkörpers. Die neue Medienwirklichkeit hingegen meldete ihren Anspruch von außerhalb der akademischen Mauern an; dort sollte sie gefäl-

32 Als erster, SS 1979, Friedrich A. Kittler mit einem Proseminar: »Femmes fatales / Frauen und Schicksal« (der zugehörige Veranstaltungskommentar begann mit einem Lacanwort: »Frau existiert nicht. Aber es gibt Frauen ...«). – Nach ihm, WS 1979/80, ein Hauptseminar von Gastprofessor Volker Hoffmann: »Geschlechtertausch in theoretischen und literarischen Texten der Goethezeit; 1979/80 Hans Peter Herrmann mit Vorlesung und Seminaren zur Frauenrollen-Problematik im »Bürgerlichen Trauerspiel«; SS 1981 Rüdiger Scholz mit einem Proseminar »Zum sog. Frauenroman des 18. Jahrhunderts«; Scholz in den 80er Jahren dann häufiger.

33 Proseminar von Lieselotte Voß: »Frauen und Fiktion«.

34 Ähnlich Rosenberg 2000, 93 f. für die FU Berlin: ab SS 1977 Seminare zu Frauenthemen, sie »verdichten« sich 1980-1990 »zu einem eigenen, ständig präsenten Gegenstandsbereich«, »weitgehend aus dem Mittelbau heraus«.

ligst bleiben, diese Grenze des gewohnten Literaturbegriffs wurde im bildungsbürgerlichen Freiburg nicht überschritten.

Auch ein drittes Thema hatte in Freiburg eine schwierige Geschichte: die Verwicklungen der Deutschen Literaturwissenschaft in Ideologie und Herrschaftssystem des Nationalsozialismus. Die nationalistische Vergangenheit des Faches war in den nunmehr obligatorischen fachgeschichtlichen Teilcurricula der Einführungskurse immer wieder zur Sprache gekommen. Doch eine eigene Behandlung hatte dieser Aspekt der Fachgeschichte im Freiburger Lehrbetrieb bis in die 80er Jahre nur einmal erfahren.³⁵ Vor Ort schien er nicht allzu aktuell: namhafte NS-Professoren hatten am Deutschen Seminar nicht gelehrt³⁶, und für Heidegger und seine Rektoratsgeschichten waren eigentlich andere zuständig. Diese Zurückhaltung änderte sich 1982. Für die 525-Jahrfeier der Universität hatte Carl Pietzcker einen Vortrag angeboten: »Der Weg der Universität Freiburg ins Dritte Reich«. Das Rektorat lehnte ab, Pietzcker musste auf den Vorabend der Feierlichkeiten ausweichen. Plötzlich wurde sichtbar, welch ein Kartell des Schweigens großes Interesse daran hatte, Aufklärung über die NS-Vergangenheit der Freiburger Universität zu verhindern.³⁷ 1982/83 begann aber auch überregional mit dem fünfzigsten Jahrestag der Bücherverbrennung von 1933 eine neue »Aufarbeitungswelle« nicht nur in der Literaturwissenschaft. Beides hinterließ Spuren in Freiburg. An der Universität kamen erste Schritte zur Konfrontation mit der eigenen Geschichte und zur Wiedergutmachung an verjagten Kollegen in Gang, sehr langsam und jetzt, wie später immer wieder, nur auf Druck von Studierenden hin.³⁸ Und am Deutschen Seminar bot Erich Kleinschmidt im Sommersemester 1983 ein Hauptseminar an: »Literatur und Literaturwissenschaft im Faschismus«, und organisierte 1984 eine erfolgreiche überregionale Arbeitstagung des Deutschen Seminars: »Literatur im Dritten Reich«, der 1991 eine weitere folgte, die sich auch der Literaturwissenschaft im Dritten Reich widmete.

Eine vierte Geschichte hieß: Freiburg und die »neuen Literaturtheorien«. Das Institut tat sich schwer mit Diskursanalyse, strukturaler Psychoanalyse und Dekonstruktion. Eines der seltenen »Kolloquien für Eingeladene« von Buhr/Kaiser/Kittler/Kleinschmidt benannte 1976/77 den Knackpunkt: »Der Literaturbegriff als Problem« (Titel der Veranstaltung). Von diesem »Problem« erzählen die folgenden Vorlesungsverzeichnisse: ein dünnes Rinnsal einschlägiger Proseminare mit einschlägigen Autoren (Nietzsche) oder Themen (zersprungene Identität), 1978/79 sogar mit der Nennung von Foucault im Seminartitel (Norbert Bolz: »Foucaults Schriften zur Literatur«). Was sich darüber hinaus hinter mehr oder weniger neutralen Gegenstandstiteln der Lehrveranstaltungen et-

35 1976/77 Hauptseminar von Joachim Dyck: »Literatur und Literaturwissenschaft im Faschismus«. Größeres Interesse galt der literaturgeschichtlichen Seite des Themas. 1979/80 Bernhard Greiner: »Die Auseinandersetzung mit dem Faschismus in der Literatur nach 45«; 1982/83 Carl Pietzcker: »Faschistische Texte bis 1933«, und: »Brechts Auseinandersetzung mit dem Faschismus«.

36 Zu den Freiburger Germanisten im Nationalsozialismus, Witkop, Trunz, Maurer und Rehm: Herrmann 1991; zu Rehm und Ruprecht: Gärtner 1997 passim.

37 Es gab heftige Auseinandersetzungen um diesen Vortrag und eine mit Unterstützung der GfW und VVN herausgegebene studentische Anti-Festschrift mit weiterem Dokumentationsmaterial zu Freiburg: u-AStA 1983.

38 Eine Ringvorlesung zur NS-Geschichte der Freiburger Universität kam erst 1988/89 zustande, auch jetzt erst durch studentische Aktivität und auch nur gegen Widerstand. In dem Vortragsband (John/Martin/Mück/Ott 1991) ein Überblick über die Aufarbeitung der NS-Germanistikgeschichte 1959-1990 (144-149).

wa von Heinrich Bosse verbarg, kann nur vermutet werden, doch auch das ist symptomatisch. Erst 1984/85 wagte Friedrich A. Kittler, gerade habilitiert, die explizite Präsentation der neuen Methode auf Hauptseminarebene: »Poststrukturalismus in der Literaturwissenschaft«, ihm folgte erst drei Jahre später Rolf Günter Renner mit einem Hauptseminar: »Postmoderne. Text und Begriff.«³⁹ Auch Wolfgang Greiner hatte poststrukturalistische Seminare angeboten; als er 1989 nach Tübingen wechselte, blieb Renner der einzige Promotor auf Professorebene. Nach Gerhard Neumanns Weggang 1987 sind nur noch traditionstreue Lehrstuhlinhaber nach Freiburg berufen worden; seither ist die Neue Abteilung ein gegen den virus gallicus weitgehend abgedichtetes Institut.

Dazu noch eine Anekdote: Friedrich A. Kittler konnte 1973 bei Gerhard Kaiser, Klaus Theweleit konnte 1977 bei mir promovieren, beide mit »summa cum laude«. Aber 1978 scheiterte Theweleits Bewerbung um eine halbe neugermanistische Zeitstelle am erbitterten Widerstand von Kaiser und Mauser, und 1983 konnte Kittlers Habilitation in Freiburg erst mit Verzögerung und gegen heftige Einwände aus dem Deutschen Seminar vonstatten gehen. Bei Theweleit zwar war die Abwehr vor allem politisch begründet: ihm wurde seine aktive Rolle in der Studentenbewegung nicht verziehen. Und Kittler hatte sich zusätzlichen Ärger durch seinen Umgang mit der traditionellen Forschung verschafft. Doch bezeichnend scheint es mir schon, dass zwei so unterschiedliche, aber gleichermaßen erfolgreiche Protagonisten »postmoderner« Literaturtheorie und Interpretationspraxis aus dem Freiburger Institut stammten, aber in ihm keinen Platz haben sollten.

Abschließend ist noch ein weiteres Studienreformvorhaben am Deutschen Seminar zu erwähnen⁴⁰, ein von der VW-Stiftung unterstütztes Handlungsforschungsprojekt, das Universitätslehre und Schulpraxis auf eine neue Weise miteinander verbinden sollte.

Zu einem der Hauptvorwürfe gegen die Germanistik gehörte seit Leonhard 1959 die mangelnde Ausrichtung der Universitätslehre auf die künftige Praxis der Studierenden (das hieß damals: auf den gymnasialen Deutschunterricht). Die Reformbestrebungen am Freiburger Institut haben von Anfang an darauf reagiert. Schon im WS 1968/69 hatten Studierende der Fachschaft mit einem »Teach-in« »Germanistik und Schule« das Audi Max gefüllt; den gleichen Effekt hatte im SS 1971 eine gemeinsame Veranstaltung von Deutschem Seminar und GEW, »Lehrer 71 - Steinzeitpädagogien?«, mit prominenten Referenten. Im Lehrprogramm des Instituts wurde lange Zeit in jedem Semester ein Seminar zu Geschichte, Theorie oder Praxis des Deutschunterrichts angeboten, und in den literaturwissenschaftlichen Seminaren wurden die zu behandelnden Texte oft nach

39 Freiburg war damit früher dran als z. B. die FU Berlin (andere Institute müssten untersucht werden). Wie in Freiburg haben auch in Berlin die neuen Theorien in der Forschung eine größere Rolle gespielt als in der Lehre; sie sind dort erst Anfang der 90er im Unterrichtsprogramm deutlich vertreten, dann aber konstant (Rosenberg 2000, 93).

40 Die Liste ist damit nicht erschöpft. Doch von dem, was andere damals gemacht haben, können nur sie selbst sachgerecht berichten, z. B. Wolfram Mauser und Carl Pietzcker von der Entwicklung der psychoanalytischen Literaturwissenschaft, ihren interdisziplinären Vernetzungen, ihrer Rolle in der Organisation der Lehre und ihrer Verbindung in das kulturelle Leben Freiburgs. Oder der Akademische Rat Dr. Peter Wirth von seinen Seminaren mit linksradikalen, anarchistischen und anderen Außenseiter-Autoren; Wirth vermittelte einem bestimmten Typ anspruchsvoller Studierender wichtige literarische Erfahrungen, während sein unkonventioneller Lehrstil und sein Verzicht auf weitere wissenschaftliche Veröffentlichungen ihm im Oberhaus des Lehrkörpers einen schlechten Ruf eintrugen.

dem schulischen Lektürekanon ausgewählt. Verschiedentlich war die Ausarbeitung von Unterrichtseinheiten für eine Gymnasialklasse Hauptseminartheema oder konnten GymnasiallehrerInnen in ein Hauptseminar eingeladen werden zu Berichten über Schulerfahrungen mit den im Seminar interpretierten Texten.⁴¹ Ein Deutschlehrer-Arbeitskreis der GEW-Hochschullehrergruppe hat jahrelang Fortbildungsfunktionen für die beteiligten LehrerInnen erfüllt und uns Unileuten Einblicke in den Schulalltag vermittelt. Das Oberschulamt Freiburg übrigens hat diese Treffen wegen möglicher Subversionen mit großem Misstrauen beobachtet – über Bespitzelungen, Verdächtigungen und politische Maßregelungen der ›Linken‹ am Institut, und nicht nur dort, wäre ein eigenes Kapitel zu schreiben.

Mit dem VW-Projekt sollte dieser Aspekt ins Zentrum der Arbeit gestellt werden. Es wurde 1973-1978 von Assistenten, Räten und Habilitierten der ›KL‹ entworfen⁴² und mit zwei Freiburger Deutschlehrern, TutorInnen, Studierenden und anfangs weiteren Universitäts- und SchullehrerInnen durchgeführt. Die Stiftung Volkswagenwerk hat es mit DM 200.000 gefördert, sein Gymnasialteil wurde vom Kultusministerium Baden-Württemberg als Schulversuch genehmigt. Ziel war, eine größere Praxisorientierung der Deutschlehrausbildung in der Universität und einen verbesserten Deutschunterricht an einem Freiburger Gymnasium zu erproben.

Der Plan sah vor, den Literaturunterricht in unseren Seminaren und in zwei Oberstufenklassen eines Freiburger Gymnasiums zu synchronisieren, die Erfahrungen des Schulunterrichts – über Videoaufnahmen vermitteltet – in Universitätsseminaren zu besprechen, dadurch für die Ausbildung nutzbar zu machen, und durch die wissenschaftliche Seminararbeit mit den Unterrichtstexten auch den Deutschlehrern Interpretationsanregungen zu geben. Die Durchführung hat uns vier Jahre und eine lange Nachbereitungszeit hindurch beschäftigt, wichtige Erfahrungen und erhebliche Enttäuschungen bereitet; Rüdiger Scholz und ich haben entschiedene Anregungen für unsere literaturwissenschaftliche und literaturdidaktische Praxis in dieser engen Zusammenarbeit mit Lehrern und Studierenden gewonnen (zu beidem Scholz/Herrmann 1990). Doch als Pilotprojekt, um Universitätsausbildung und Schulpraxis enger miteinander zu verzahnen, ist das Unternehmen gescheitert. Die Barrieren zwischen beiden Institutionen ließen sich nicht überbrücken. Sinnvolle Innovationen an dieser wichtigen Schnittstelle zwischen Universitätsausbildung und Berufspraxis können offenbar nur in einer Umformung unseres gesamten Bildungssystems vor sich gehen. Davon sind Universität wie Schule weiter entfernt als zuvor.

41 Solche Kontakte führten später auch zu Veröffentlichungen: Herrmann/Herrmann 1985; 1989. Der Band von 1985 verarbeitete u. a. Anregungen einer Arbeitsgruppe von drei Studentinnen, die gemeinschaftlich eine dreiteilige Staatsarbeit zur Frauenrollenproblematik im Bürgerlichen Trauerspiel geschrieben hatten. Ein frühes Beispiel gemeinsamer Buchproduktion von Studierenden und Lehrenden aus dem Freiburger Institut: Das Räuberbuch 1974, ein spätes: Herrmann/Blitz/Moßmann 1996.

42 Die Federführung bei der Planung hatte der Wiss. Ass. Dr. Rainer Noltenius; von ihm stammt eine gedruckte Fassung des Entwurfs, die zum Projektantrag noch einmal verändert wurde: Noltenius 1977.

Neue Formen der Lehre

Nicht nur Gegenstände und Methoden erlebten nach 1968 eine Revision; auch die Lehr- und Lernformen am Institut standen zur Debatte. Die Studierenden verlangten lautstark, und mit guten Gründen, anders unterrichtet zu werden. Das war nun wirklich neu. Und es war einer der Brennpunkte der Auseinandersetzungen. Im SS 1969 bildeten Vorlesungssprengungen der studentischen ›Basisgruppe Germanistik‹ den Höhepunkt des Streits am Institut, und der zähe Kampf um die juristische Anerkennung studentischer Arbeitsgruppen als vollgültige Studienleistungen – innerhalb von Seminaren? Angebunden an ein Seminar? ›autonom? – beschäftigte viele Jahre lang Institutsversammlungen, Fakultät und Prüfungsbehörden.

In der Tat ging es bei der Frage der ›Gruppenarbeit‹ um zentrale Strukturprobleme der modernen Massenuniversität. Es ging darum, ob der lernverhindernde Skandal von Seminargrößen über 40 TeilnehmerInnen einfach hingenommen werden müsse; es ging darum, welches Maß an Unterstützung zur Selbstorganisation des Lernens Lehrende ihren Studierenden zu geben bereit und imstande sind – auch dann, wenn das erhebliche Zusatzarbeit und Änderungen bisheriger Unterrichtsgewohnheiten mit sich bringen würde. Und es ging schließlich darum, wie in einer auf Individualität, und damit auch auf Einzelkämpfertum und Konkurrenz ausgerichteten Schul- und Universitätskultur Einübung in Teamwork möglich gemacht werden kann, also Arbeitsformen entwickelt werden können, die Zusammenarbeit produktiv machen für wissenschaftliche Erkenntnis.

Die Befürworter von Gruppenarbeit beließen es nicht bei den traditionellen Klagen über Massenuni, Vereinsamung, Egoismus und Werteverlust, sondern machten sich daran, die gesellschaftskritischen Einsichten der Sozialpsychologie und Lerntheorie in universitäre Strukturveränderungen umzusetzen. Das stieß auf heftigsten Widerstand in der Universitätshierarchie und Kultusbürokratie.

Dabei hatte in Freiburg alles eher harmlos und mit Anstößen von außen angefangen. 1967 hatte das staatliche Baubüro dem Institut für ein neues Seminargebäude Möglichkeiten zur variablen Unterteilung großer Räume angeboten: die Architekten hatten die technokratischen Vorteile von Teamwork im Sinn. 1968 hatte die VW-Stiftung bundesweit ein Tutorenprogramm zur Förderung von Kleingruppenarbeit ausgeschrieben: die Stiftung hatte die »Verbesserung der Ausbildungssituation in Massenfächern« im Sinn (Stiftung Volkswagenwerk 1970, passim). Studierende aus der Fachschaft konnten Mitglieder des Lehrkörpers, Mauser, Herrmann und einige Mittelbauer, für die Anregung gewinnen. Die Tutorate hatten großen Zulauf und genossen allgemeines Ansehen. Doch bald zeigte sich, dass die bewilligten Tutoratenstellen bei weitem nicht ausreichten, und die guten Erfahrungen mit den kleinen Gruppen führten im WS 1968/69 zu ersten Experimenten mit der zeitweisen Aufteilung großer Seminare in kleine, nichttutorierte Arbeitsgruppen. Damit begann die lange Geschichte der ›Gruppenarbeit‹ am Deutschen Seminar.

Ich habe diese Vorgeschichte erwähnt, denn sie zeigt einmal mehr die eigentümliche Verquickung von rational-technokratischen und demokratisch-emanzipativen Impulsen, deren anfängliches Zusammenwirken und deren spätere Entmischung den Reformschub von 1968/75 bestimmten. Wichtiger war, was aus solchen Anfängen wurde.

1971 haben am Freiburger Institut politisch engagierte Studierende und entschiedene Reformer im Lehrkörper auf der Basis des Gruppenunterrichts ein eigenes, an-

spruchsvolles Studienreformmodell entwickelt, die »Koordinierten Lehrveranstaltungen«, das bis 1978 mit jeweils sechs bis acht gemeinsam geplanten, aufeinander abgestimmten Lehrveranstaltungen (die oben erwähnten »Schwerpunkte«) einen eigenen Block im Veranstaltungskommentar des Instituts bildete.

Der Grundgedanke war, den Willen der Studierenden zur Selbstbestimmung und Selbstreflexion ihres Studiums als Ausgangspunkt für die gemeinsame Entwicklung eines Curriculums zu nehmen⁴³, in Zusammenarbeit mit den Lehrenden und in Auseinandersetzung mit der bisherigen Fachwissenschaft. Am Anfang gelang das erstaunlich gut; gemeinsam wurden aus den Erfahrungen des laufenden Semesters Inhalte und Formen für die Veranstaltungen im kommenden Semester geplant. Aber das konnte nur funktionieren, so lange in der Studentenschaft genügend politischer Wille vorhanden war, das Studium in die eigenen Hände zu nehmen. Dieser Wille nahm jedoch ab, und die wachsende Verschulung des Studiums (zunehmend geregelte Studiengänge, Numerus Clausus, Studienzzeitbegrenzungen) verengte die Handlungsspielräume.

Mit der Studentenbewegung war für viele Studierende die Universität Lebens- und Selbstverwirklichungsraum geworden, in einer Intensität, die von heute her gesehen ganz unwirklich erscheint. Das intellektuelle Klima in den Seminaren war entsprechend lebendig, und wir Lehrende haben davon profitiert. Dabei spielten sich im Hintergrund oft Machtkämpfe zwischen politischen Gruppen und »Linien« ab, deren Ausmaß mir teilweise erst in späteren Berichten deutlich geworden ist. Doch ließen sich diese Energien in der wissenschaftlichen Arbeit meist an die Sachauseinandersetzung binden. Solch Politischwerden von Teilen der Universität wiederholte sich in mehreren Wellen studentischer Aktivität bis gegen Ende der 70er Jahre (Sponti-Bewegung, Why!, Hausbesetzungen etc.), und jedes Mal kamen von den Studierenden auch Anregungen für das Lehrprogramm.⁴⁴ Dann aber hatten sich Gestaltungswille und Veränderungshoffnungen bei den Studierenden am Widerstand der Institution wund gearbeitet. Uns Lehrenden war damit der Antrieb und der Partner für eine basisdemokratische Form des Universitätsunterrichts abhanden gekommen, und auch wir hatten Niederlagen hinnehmen müssen. Die Reformzeit ging zu Ende. Universitätspolitisch übten das neue, restriktive Landeshochschulgesetz von 1977 und der Beginn massiver Stellenstreichungen⁴⁵ zusätzlichen Druck aus; allgemeinpolitisch verdunkelte der »Deutsche Herbst« das gesellschaftliche Klima in der BRD. Beides machte weitere Hoffnungen auf eine Demokratisierung der Universität illusorisch. Im Sommersemester 1978 erschienen auch die »KLv« nicht mehr im Veranstaltungskommentar des Institut. Durch ein Zusammenreffen bundesweiter und lokaler Entwicklungen wurde 1977 am Freiburger Institut

43 »1. Die Studenten sollten den Zweck ihres Studiums reflektieren und zu bewußt gewählter und verantworteter Arbeit motiviert werden.« (Lehrkörper 1971/72, 33). Der Satz steht am Anfang der Präambel, mit der wir die Ziele unserer »Koordinierten Lehrveranstaltungen« vom übrigen Lehrprogramm absetzten. Heute gelsen, wundert mich sein irritierender Konjunktiv und seine Mischung von mutigem Zutrauen und pädagogischem Paternalismus.

44 Das letzte Mal, dass politische Ereignisse in den Lehr- und Forschungsbetrieb hinein wirkten, war 1991, als die Erfahrungen mit dem 1. Golfkrieg zu Lehrveranstaltungen, Arbeitsgruppen und Examenarbeiten über die Neuen Medien führten. – Dass bei den politischen Ereignissen oft auch wir Lehrenden aktiv engagiert waren, trug zur Förderung des Arbeitsklimas bei.

45 Einige statistische Angaben zu Stellenstreichungen an Deutschen Seminaren und zu den entspr. Veränderungen im Zahlenverhältnis Lehrkräfte: Studierende bis 1987 bei Herrmann 1989, 64 f.

zum Wendejahr des Reformprozesses.⁴⁶ »Die Universität« hatte keinen Weg gefunden, als Institution die Initiative zu ihrer eigenen Erneuerung zu ergreifen; »der Staat« hatte ihr dabei wenig Hilfe angedeihen lassen, sie mit eigenen, kurzatmigen Reglementierungen heimgesucht und ihr dann, wie bald dem gesamten Bildungssektor, in wachsendem Maß die notwendigen materiellen Ressourcen entzogen. Derzeit ist unsere Gesellschaft offensichtlich nicht im Stande, angemessen in ihre eigene Zukunft: die zeitgemäße Ausgestaltung ihres Bildungssystems, zu investieren.

Schon vor 1977 war die Planungsarbeit für die Lehrveranstaltungen wieder auf die Lehrenden übergegangen, Wünsche und Anregungen kamen nur noch gelegentlich aus besonders aktiven Arbeitsgruppen oder von Einzelnen. Was bis in die 80er Jahre blieb, war das »Schwerpunkt«-Konzept, die Bündelung mehrerer Haupt- und Proseminare zu einer Epoche durch mehrere Lehrkräfte mit einer möglichst sinnvollen Verteilung von historischen Grundlagen- und literarischen Themenveranstaltungen innerhalb des Programms.

So lange sie bestanden, haben die »Koordinierten Lehrveranstaltungen« am »Deutschen Seminar« mit Anregungen und Konfliktpotential in andere Fächer hineingewirkt. Die Arbeit an und in diesem Reformstudium hat den Lehrenden und vielen der Studierenden Erfahrungen vermittelt mit den Schwierigkeiten und den Chancen eines Universitätsunterrichts, der bewusst und reflektiert auf Partnerschaft und Gleichberechtigung setzt. Wir Unileute hatten unsere Arbeit unter den Gesichtspunkt gestellt, auch darin Studierende besser für ihre kommende Schulpraxis auszubilden; es gibt Anzeichen, dass dieses Ziel bei vielen erreicht werden konnte.

Auch nach 1978 haben wir Lehrenden, u. a. Carl Pietzcker, Rüdiger Scholz und ich, in den Seminaren unsere verschiedenen Formen des Gruppenunterrichts weiterentwickelt, als ein ausgearbeitetes und für alle Beteiligten durchaus arbeitsintensives Instrument, bei dem der Seminarablauf, die Plenardiskussionen und die Referatsthemen aus der weitgehend selbständigen Arbeit in und mit Gruppen von 3 bis 8 Studierenden hervorgingen, – Gruppen, die am Beginn des Semesters, manchmal auch schon vorher, gebildet wurden, die Einfluss auf das Seminarthema nehmen konnten und die das Semester hindurch an eigenen, zusätzlichen Terminen tagten. Selbstverständlich verlangen solche Gruppenseminare auch eine eigene Plenumsstruktur sowie ein genuines Interesse der Lehrenden an den Meinungen und an den Lernfortschritten der Studierenden.

Auch hier haben wir viel Lehrgeld bezahlen müssen, haben als Einzelne und gemeinsam eine eigene Fortbildung in Kommunikationstheorie, Gruppen-, Lern- und Tiefenpsychologie absolviert, um Gruppenprozesse, Autoritätskonflikte etc. bei uns und den andern besser durchschauen und steuern zu können. Ein eigenes, umfangrei-

46 Zusätzlich zum oben Genannten noch: 1977 zerfiel die bis dahin sehr lebendige Sponti-Szene in Freiburg, die mit der studentischen Gruppe um die Zeitschrift »Faust« für Anregungen und Bewegung auch in der Germanistik gesorgt hatte (Stattbuch 1985, 57). Auch dem Ende der »KLW« waren interne Auseinandersetzungen und Auflösungsprozesse vorangegangen. – 1977 wurde auch am Institut die erste Stelle gestrichen; bis 1986 wurden es 6 Assistenten-, 3 Akademische Rats- und 1 Professorenstellen: 57 % der Lehrkräfte an der Neuen Abteilung bei Zuwachs der Studierenden um 86 % im gleichen Zeitraum. Um 1977 häuften und verschärften sich auch die Konflikte mit dem staatlichen Prüfungsamt. Bald darauf begannen in der BRD die Diskussionen über die angeblich überflüssig gewordene Rolle der sogenannten »Geisteswissenschaften«. Politik und Öffentlichkeit wechselten von einer Unterstützung des Reformprozesses an den Universitäten zu seiner Eindämmung.

ches Papier zur Gruppendynamik aus der Frühzeit der ›KLV‹ diente lange Zeit zur Verständigung über Schwierigkeiten in den Gruppen und im Gesamtseminar; oft waren Besuche in Gruppensitzungen oder Zwischenberichte über Ergebnisse nötig. Manchmal gelang es, über Semester hinweg eine durchgehende Arbeitskulturbau aufzubauen, oft mussten der Sinn und die Prinzipien dieser Arbeitsform wieder neu vorgestellt und eingeübt werden. Immer wieder scheiterten Gruppen, wurden von Einzelnen dominiert oder von schwachen Studierenden als Unterschlupf benutzt; verkamen zum emotional wärmenden Familienersatz oder verschwanden spurlos. In anderen erlebten die Beteiligten das Glück anspruchsvollen intellektuellen Austauschs und gemeinsamen Lernens. Oft wurde bis an die Grenzen der Kräfte gearbeitet, und manch eine Gruppe kam mit Arbeitspapieren, Präsentationen und Referaten ins Plenum, die an Kompetenz, Originalität und geistiger Frische jedem Doktorandenkolloquium Ehre gemacht hätten. Ein aufwendiges Verfahren also, das wenig gemein hat mit heute gängigen Praktiken, vorgefertigte Referatsthemen beliebigen unbetreuten Gruppen zur arbeitsteiligen Anfertigung anzubieten.⁴⁷ Unsere Absicht war es, mit den Studierenden zusammen einen Lernraum aufzubauen, in dem möglichst viele möglichst angstfrei ihre eigenen intellektuellen Fähigkeiten entfalten konnten. Auch das ist offenbar immer wieder gelungen.

Die Freiburger Lehrkräfte der ›KLV‹ standen nicht allein mit ihrem Versuch, die akademische Lehre ernster zu nehmen als üblich, sie zu verändern und zum Gegenstand theoretischer Reflexion zu machen. Ein in manchem ähnliches, in vielem anders angelegtes Projekt zur Reform des Grundstudiums wurde zur gleichen Zeit vom Mittelbau der Alten Abteilung des Instituts begonnen und wird bis heute praktiziert (Geith/Kunze/Schütz 1975). Überregional erwiesen sich die jährlichen Treffen des ›Dringenberger Kreises‹, einer informellen Vereinigung hochschulpolitisch engagierter Universitäts-Germanisten und -Germanistinnen, als wichtige Gelegenheit zum Austausch, zur Bestätigung und Kritik, auch in Fragen der Hochschuldidaktik. Walter Benjamin hat 1931 konstatiert, bei einer Erneuerung der Literaturwissenschaft, die er für nötig hielt, komme es »vielleicht weniger auf eine Erneuerung des Lehrbetriebs durch die Forschung als der Forschung durch den Lehrbetrieb an« (Benjamin 1931/1992, 288). Im ›Dringenberger Kreis‹ trafen sich Angehörige einer »undogmatischen Linken« an Deutschen Seminaren, die solche Einsicht teilten und in die Praxis umzusetzen versuchten.

Der Streit um die Mitbestimmung

Die beschriebenen Veränderungen im Lehrprogramm und in den Lehrformen am Institut verliefen nicht ohne zähe und heftige Konflikte, waren aber grundsätzlich durch das Prinzip der Forschungs- und Lehrfreiheit gedeckt. Kritischer wurde es, wo es um Fra-

47 Welche Widersprüche aufbrechen, wenn ein traditionell sozialisierter, anspruchsvoller Professor und anerkannt guter akademischer Lehrer begreift, »wie stark auch ein kooperationswilliger Dozent« im Seminar lernhemmend wirken kann, welche »narzistischen Kränkungen« mit dieser Selbsterkenntnis verbunden sind und welche Mühe es macht, die akademischen Rollenprägungen zu überwinden und zu einem »partnerschaftlichen« und für Studierende nützlichen Unterricht zu kommen, gerade wenn wissenschaftliche Leistungsanforderungen dabei nicht preisgegeben werden sollen, das zeigt der eindruckliche Erfahrungsbericht des Freiburger Historikers Hans-Günter Zmarzlik (Zmarzlik 1970, 241, 239).

gen der Mitbestimmung an der Gestaltung des Instituts ging, um Stellenbesetzungen und Mittelverteilung, also um Fragen der Privilegien und der Macht. Dass im habilitierten Lehrkörper mit Kaiser, Mauser und Herrmann drei Angehörige der gleichen Generation auch hochschulpolitisch unterschiedliche Positionen bezogen, machte die Auseinandersetzungen nicht einfacher.

Die 1968 BRD-weit einsetzende Diskussion um die Frage, ob und wie weit Nichtordinarien, Mittelbau und Studierende an den Entscheidungen der universitären Selbstverwaltung beteiligt werden sollten, hatte in Freiburg einen offiziellen Rahmen. Das neue Baden-Württembergische Universitätsgesetz vom März 1968 verlangte von den Universitäten des Landes die Beratung und Verabschiedung neuer Grundordnungen und Institutsverfassungen. Die entsprechende Freiburger ›Grundordnungsversammlung‹ konstituierte sich am 15. Juli 1968, am Ende desjenigen Semesters, an dessen Anfang die Welle der Protestbewegungen von Schülern und Studenten auch nach Freiburg herübergeschwappt war.

Diese Konstellation beflügelte die seit langem erhobenen Forderungen der Assistenten und der Studierenden nach ›Mitbestimmung‹, also nach einer angemessenen Berücksichtigung bei Entscheidungen über Institutsordnungen, Mittelverteilung, Lehrprogramm und Personalpolitik.⁴⁸ Und sie sorgte dafür, dass nun auch die entschiedensten Verteidiger einer hierarchisch strukturierten ›Ordinarienuniversität‹ ihre Gegner nicht mehr einfach vor den Mauern abwehren konnten, sondern sich mit ihnen auseinandersetzen mussten. Denn das Landesuniversitätsgesetz, so konservativ es war, musste den historisch neuen Grundsatz der ›Gruppenuniversität‹ realisieren, der in den nächsten Jahren durch das Bundesverfassungsgericht gegen massive Einsprüche abgesichert wurde; umkämpft blieb danach nur noch der konkrete Anteil der einzelnen Gruppen (Professoren, Studierende, wissenschaftliche Mitarbeiter und sonstiges Personal) an der Selbstverwaltung der Universität.

Zur Debatte standen damit nicht nur die Forderungen der radikalen Reformen nach einer weitgehenden Demokratisierung der Universität (bis hin zur Kampfformel der ›Drittelparität‹), sondern auch die Ansprüche der Nichtordinarien und der beamteten Räte, die schon um des Funktionierens des Lehr- und Forschungsbetriebs willen mehr Rechte erhalten mussten als bisher.

Die universitätsöffentlichen Debatten der Freiburger GO-Versammlung wurden zum Teil, besonders von den Studierenden, auf hohem argumentativen Niveau, später auch mit harten Bandagen geführt; verstockte Unbeweglichkeit der Professorenmehrheit, Go-Ins von Studierenden, heimlich in Institute verlegte Senatssitzungen, eine Rektoratsbesetzung durch den SDS, Polarisierungen innerhalb der Professorenschaft, der Rücktritt des Dekans der Philosophischen Fakultät, Hans Eggebrecht, wegen der Reformunwilligkeit der Fakultät, v.a. in der Frage der Mitbestimmung – der Streit war heftig, wenn auch weniger gewaltsam als in Berlin oder Frankfurt.

48 Eine neuere Darstellung der theoretischen und praktischen Fragen des Partizipationsproblems habe ich nicht gefunden. Über die Frühgeschichte der Lehrkörperreformen (Empfehlungen des Wissenschaftsrates seit 1960, Reformvorschläge der Bundesassistentenkonferenz bis 1970, ›Zielvorstellungen‹ der KMK 1970 etc.) unterrichtet Raupach/Reimann 1974, 179 ff.; eine kurze Einführung in Positionen der damaligen Demokratisierungsdebatten nach ihrem Ende bei Reimann 1978, 82-96.

Zeitgleich mit den Grundordnungsdebatten begann auch am ›Deutschen Seminar‹ ein zähes, über Jahre sich hinziehendes Ringen um eine neue Ordnung des Instituts. 1968 und 1969 wurde unter erheblichem Aufwand mit weitgehenden Beteiligungsformen experimentiert; es gab eine ›Fachkonferenz‹ des Gesamtinstituts, eine ›Reformtaugung‹ der neuen Abteilung und ausgearbeitete Entwürfe zu einer eigenen Seminarordnung. Die Professoren waren verunsichert, die Studenten selbstbewusst, der Mittelbau schien alle Trümpfe für eine gleichberechtigte Beteiligung in seiner Hand zu haben. Doch am Ende waren das nur Spielformen. Juristisch hielten die Lehrstuhlinhaber an ihrer alleinigen Leitungskompetenz fest, und die neue Grundordnung vom 17. März 1969 öffnete zwar die Institutsleitung für alle Habilitierten (ohne ihnen eine eigene finanzielle Ausstattung ihres Arbeitsplatzes zu sichern)⁴⁹, verwies aber den gesamten Mittelbau an eine nur beratende Institutsversammlung und schloss die Studierenden von jeder Mitwirkung am Institut aus. Alle Versuche der Betroffenen, diesen Zustand in den nächsten Jahren durch Novellierungsvorschläge oder Wahrnehmung von Ausnahmeregeln zu ändern, scheiterten an der Mehrheit hierarchiebewusster Ordinarien im Institut und in den zuständigen Universitätsgremien.

Ich halte diese Regelung auch heute noch für einen Skandal und für ein schweres Versäumnis im Hinblick auf die langfristige Entwicklung einer angemessenen und leistungsfördernden Universitätskultur. Am Freiburger Institut arbeitete eine zeitweise recht große Gruppe selbständiger und wissenschaftlich kompetenter Akademischer Räte und Assistenten. Auf ihnen ruhte die Hauptlast eigenverantwortlicher Lehre und der ganze Apparat der akademischen Zwischenprüfungen; von ihnen waren inhaltliche und methodische Erneuerung der Neugermanistik in Freiburg ausgegangen; aus ihrer Mitte kamen weiterhin sinnvolle und erfolgreiche Lehrinnovationen (die untersagt wurden, sobald sie auf Privilegiertenrechte stießen⁵⁰); viele von ihnen machten sich in der Fachwelt einen Namen, mit oder ohne Habilitation. Aber die Mehrheit der Lehrstuhlinhaber war nicht bereit, ihnen ein ihrer Leistung entsprechendes Mitbestimmungsrecht am Institut einzuräumen, es sei denn, sie hätten sich zusätzlich habilitiert. Andere Deutsche Seminare in der BRD haben innerhalb der bestehenden Ordnungen Hierarchien abgebaut oder stillschweigend durchbrochen; in Freiburg hat nicht einmal das stattgefunden.

Es ist der Universitätsreformbewegung der Bundesrepublik nicht gelungen, auf Gesetzesebene die traditionell hierarchische Struktur der deutschen Universität wirklich aufzubrechen. Die Novellierung des Hochschulrahmengesetzes 1985 hat sogar die Zuweisung der Wissenschaftlichen Assistenten an einen Professor wieder eingeführt und ist damit zurückgekehrt zu derjenigen Institution persönlicher Abhängigkeit, die entscheidend dazu beigetragen hat, an deutschen Universitäten auffallend viele Gelehrte mit autoritären Charakterstrukturen heranzubilden (auch hierzu bereits Leonhard 1959, 19). Der kulturelle Umbruch der 68er-Bewegung hat der deutschen Gesellschaft ein

49 Die entsprechende Bestimmung der Grundordnung von 1969, §63,1, wurde später wieder eingeschränkt, nachdem das ohnehin besonders konservative Baden-Württembergische Universitätsgesetz 1973 und 1977 restriktiv novelliert worden war.

50 So, wenn ein ausgewiesener Wissenschaftler wie Heinrich Bosse mit andern Mittelbauern 1990/91 für das Grundstudium eine methodisch orientierte Ringvorlesung aller Lehrkräfte am Institut organisierte. Sie wurde trotz ihres großen Erfolges nach wenigen Semestern von den Lehrstuhlinhabern untersagt, weil Nichthabilitierten das Halten von Vorlesungen nicht zustehe.

großes Maß an geistiger Öffnung, Demokratisierung und Zivilisierung der Umgangsformen gebracht; er hat auch an den Universitäten moderatere Verkehrsformen durchgesetzt. Aber an ihrer autoritären Grundstruktur hat er wenig geändert; in dem modernen Outfit verbergen sich die alten Hierarchien. Meiner Erfahrung nach sind (zu) viele der Nach-Achtundsechziger-Professoren so konkurrenz- und autoritätsbewusst wie ihre Vorfahren und ihre Assistenten und Assistentinnen nicht weniger angepasst als ihre Kollegen in den 50ern.

Eine Einbeziehung *studentischer* Interessen in die Entwicklung der Lehre und die Organisation des Institutsalltags gibt es, wenn ich richtig sehe, bundesweit allenfalls im Rahmen einzelner Lehrveranstaltungen; sie bleibt damit dem Wohlwollen oder der Willkür der jeweiligen Lehrpersonen überlassen. Unsere Gesellschaft sieht derzeit offenbar keine Notwendigkeit, ihre akademischen Eliten in breiterem Umfang zu bewusster Mündigkeit zu erziehen.⁵¹

Die Bedeutung der Literatur

Die Freiburger Neugermanistik hat in der Zeit, von der ich berichte, unter den Deutschen Seminaren der BRD eine eigenartige Position eingenommen. Ohne zu den Anregern linker Innovationen zu gehören, haben sich die Freiburger doch als Reforminstitut Ansehen erworben; ohne als Hochburg konservativer Germanistik zu gelten, kamen von hier doch wichtige Streitschriften gegen die Neuerer. Freiburg ist 1968 kein »konservatives« Seminar geblieben und kein »linkes« Institut geworden. Freiburger Besonderheit wurde und blieb vielmehr über längere Zeit ein breites Spektrum unterschiedlichster wissenschaftlicher und hochschulpolitischer Positionen, die hier in *einem* Institut vertreten waren und die nicht einfach nebeneinander, sondern in durchgehendem Blick aufeinander existierten. 1970–1971 hatte ich als Gastprofessor die ganz andere Situation in Marburg kennen gelernt, wo 1970 »linke« Assistenten und Räte im Verein mit der DKP-dominierten Studentenvertretung das neugermanistische Institut praktisch übernommen hatten. An anderen Deutschen Seminaren blieben reformunwillige »rechte« Professoren unter sich oder drängten »die Linken« in Randbereiche ab. In Freiburg jedoch hielten sich radikale Reformer und Traditionalisten die Waage. Keine von beiden Parteien war stark genug, die andere Seite auszuschließen. In dieser unaufhebbaren Widersprüchlichkeit sehe ich die besondere Lebendigkeit der Freiburger Germanistik in den Siebziger Jahren begründet. Sie ist auch für die Studierenden ungewöhnlich herausfordernd gewesen. Mehrfach haben Kolleginnen und Kollegen anderer Universitäten damals berichtet, dass aus Freiburg kommende Studierende ihnen aufgefallen seien durch eine besonders gründliche methodische Schulung und ein hohes Maß an methodologischer Selbstreflexion.⁵²

Ermöglicht wurde diese Situation durch die relativ große und einflussreiche Gruppe Akademischer Räte, die seit 1966 in wachsender Zahl am Seminar angestellt worden

51 Eine scharfe Auseinandersetzung mit den konservativen Kräften in Universität und Gesellschaft bestimmte die Abschiedsvorlesung von Rüdiger Scholz, der im Februar 2004 als letzter aus der Reformergeneration der Neuen Abteilung pensioniert wurde: Scholz 2004.

52 Ich kann auch hier nicht ausschließen, dass Freiburg mit all dem gar nicht derart besonders da stand, wie es mir Freiburger scheinen mag. Das müsste ein Vergleich mit anderen Orten dann zeigen; mir geht es hier nicht um ein Ranking, sondern um eine möglichst genaue Beschreibung.

waren. 1972/73 waren es zehn, zum Teil mit mehrjähriger Schulerfahrung ausgestattete, durchweg fachlich und pädagogisch hoch engagierte Männer und eine Frau. Die meisten von ihnen teilten zwar keineswegs alle Vorstellungen der entschiedenen »Reformer« im Lehrkörper, schon gar nicht die Vorstellungen oder gar Verfahrensweisen der Studierenden, aber auch sie traten engagiert für Veränderung der Studieninhalte und Studierformen ein. Darin stimmten sie mit vielen Assistenten überein. Aber anders als diese waren sie durch ihre Lebenszeitstellung unabhängig und durch Alter und Schulerfahrung selbstbewusst genug, um Mitsprache und Berücksichtigung bei allen Entscheidungen am Institut zu verlangen. Das Gewicht dieser Gruppe wurde verstärkt, weil unter den Ordinarien auch Wolfram Mauser an Reformen der Fachinhalte interessiert war und weniger bereit, die universitären Hierarchien zum Bollwerk des eigenen Machterhalts und Beharrungswillens zu benutzen, wie das Gerhard Kaiser oder Hubert Ohl in diesen Jahren taten, wo immer es ging. Außerdem spielte eine Rolle, dass mit mir ein erklärter linker Reformers zum beamteten habilitierten Lehrkörper gehörte. Damit konnten nicht nur die »KL« am Institut einen eigenen vollständigen Studiengang auf die Beine stellen, konnten nicht nur Studierende, die an den neuen Gegenständen und Methoden interessiert waren, zu einem eigenen Dozenten für Examensarbeiten und Abschlussprüfungen gehen, sondern es hatten auch Studierende wie Mittelbauer von Beginn an einen etablierten, eingesessenen Vertreter ihrer Interessen mit am Tisch der Direktorenkonferenz sitzen; so waren die Reformgegner im Institutsalltag ständig zur Auseinandersetzung und zu Kompromissen mit den Reformern gezwungen – wie diese umgekehrt auch.

Mit all dem nahm die neue Abteilung durchaus eine Sonderstellung in Freiburg ein. Doch es war nicht nur dieser institutionelle Puffer, der das Seminar in seiner schwierigen Balance hielt. Es gab auch inhaltlich einige gemeinsame Grundanschauungen quer zu den Fronten, die etwa zwischen Wolfram Mauser, Gerhard Kaiser, Carl Pietzcker und mir unstrittig blieben. Dazu gehörte vor allem die unangefochtene Geltung des Werk- und Autorbegriffs, die Konzentration auf die literarischen Texte und die Aufmerksamkeit auf deren historische Zusammenhänge. Auch von den bekennenden Marxisten und Psychoanalytikern suchten in Freiburg immer wieder die einen die Klassenkämpfe im Text auf und die andern den Ödipuskomplex im Autor. Und auch die Postmodernen mussten sich, wie gezeigt, erst lange Zeit an Texten der Literaturgeschichte abarbeiten, ehe sie sich mit ihrer Methode an die Öffentlichkeit wagen konnten.

Diese Gemeinsamkeit trotz aller Divergenzen führte zu seltsamen Konstellationen. Ich erinnere mich an einen Vortrag, in dem der neuberufene Altgermanist und Linguist Hugo Steger 1969 dem Lehrkörper des Gesamtseminars sein vom Strukturalismus geprägtes Wissenschaftsverständnis vortrug. Gerhard Kaiser und ich verließen den Saal zufällig nebeneinander. Wir beide waren inzwischen tief zerstritten über Fragen der Mitbestimmung im Institut, über den Sinn von Gruppenunterricht, über den Umgang mit den revoltierenden Studierenden; aber hier fanden wir uns für einen Augenblick in der gleichen fassungslosen Opposition zweier »Konservativer«, die ihren textbezogenen und historisch orientierten Literaturbegriff durch einen strukturalistischen Modernisierer rücksichtslos außer Kurs gesetzt sahen.

Das synchrone Gefühl einer Bedrohung durch eine heraufziehende, gewaltsame Modernisierung des Faches verdient m. E. Aufmerksamkeit. Die »Gemeinsamkeit«, die dem zugrunde lag, verhinderte keinen Streit, im Gegenteil: sie machte ihn auf beiden Seiten erst richtig giftig. Gerade sie aber, scheint mir, markiert in der Rückschau ein

Spezifikum der Freiburger Situation und zugleich ihre Grenze, eine Grenze allerdings, die von den Beteiligten, wenn überhaupt, dann erst spät wahrgenommen wurde, und die nur unter erneuten Mühen überschritten werden konnte.

Was ich damit meine, lässt sich an Texten zeigen, die damals geschrieben wurden. Ich gehe aus von einem schmalen Band, der 1971 von Kaisers Assistent, Horst Turk, herausgegeben wurde und in dem Gerhard Kaiser, Peter Michelsen, Kurt Pestalozzi, Hugo Steger und Horst Turk Stellung nahmen zum neuesten Baden-Württembergischen Reformplan für das Germanistikstudium (Turk 1971).

Liest man heute in diesem Bändchen, so verwundert, wie umstandslos damals die praktische Notwendigkeit, einen neuen Studienplan für das Fach Deutsch aufzustellen, in den weitesten Horizont eines umfassenden »Krisenbewusstseins« gestellt wurde. So hielt sich Turks »Vorwort« gar nicht erst mit einer speziellen »Krise der Germanistik« auf, sondern stieg mit seinem ersten Satz gleich eine Ebene höher ein, um bei einer allgemeinen »Krise der Gesellschaft« zu landen (die er als Krise des »Bewusstseins« interpretierte und in ein Legitimierungsproblem umbog):

»Seit die Berechtigung der Geisteswissenschaften in Frage gestellt ist, sind bereits zahlreiche Diskussionsbeiträge zu dieser Frage erschienen, die in ihrer Vielstimmigkeit – didaktisch, methodisch oder ideologiekritisch orientiert – ein Krisenbewusstsein widerspiegeln, das nicht nur das Krisenbewusstsein dieser Fächer ist, sondern das Krisenbewusstsein einer Gesellschaft, die sich durch ihre Wissenschaften definiert sieht, in ihnen aber keine rechtfertigende Selbstdarstellung mehr erfährt.« (Turk 1971, 5)

Ich lese diesen Passus, über die spezielle Diktion seines Verfassers hinaus, vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Diskussionen als einen exemplarischen Text. Das umfassende »Krisenbewusstsein«, von dem er spricht, wird auch von anderen Autoren des Bandes geteilt. Es zeigt einmal mehr, dass die Aufregungen im Gefolge der »Studentenbewegung« unverstanden bleiben, wenn sie gedeutet werden als störendes Machwerk linker Unruhestifter. Tatsächlich herrschten in diesen Jahren auch im konservativen Lager der Universitätsintelligenz tief greifende Bedrohungsgefühle, und auch dort wurden deren Ursachen keineswegs immer bei den revoltierenden Studenten gesucht, sondern, zu Recht, bei allgemeineren Entwicklungen.

So machte auch Gerhard Kaisers eigener Beitrag gleich zu Beginn, mit einem frontversetzten Benjamin-Zitat⁵³, deutlich, dass es auch ihm bei seiner »Kritik am vorliegenden Studienplan-Entwurf« Baden-Württembergs in Wahrheit ums Ganze ging. Auf den drohenden gewaltsamen Einmarsch banausischer Reform-»Söldner« in das »schöne[...] feste[...] Haus« der »Dichtung« antwortete er mit einer Beschwörung bildungsbürgerli-

53 »Die ganze Unternehmung ruft für den, der in Dingen der Dichtung zu Hause ist, den unheimlichen Eindruck hervor, als käme in ihr schönes festes Haus der Dichtung mit dem Vorgeben, seine Schätze und Herrlichkeiten bewundern zu wollen, mit schweren Schritten eine Kompanie von Söldnern hineinmarschiert, und im Augenblick wird ihm klar: die scheren sich den Teufel um die Ordnung und das Inventar des Hauses; die sind hier eingerückt, weil es so günstig liegt, und sich von ihm aus ein Brückenkopf oder eine Eisenbahnlinie beschießen lässt, deren Verteidigung im Bürgerkrieg wichtig ist.« (Motto von Kaisers Artikel in: Turk 1971, 38. Kaisers Beitrag auch in: Kaiser 1973, 15 ff.).

Das Zitat in: Benjamin 1931/1992, 286. Benjamin allerdings wandte sich mit dem Barbaren-Bild gegen die in Ermatingers *Philosophie der Literaturwissenschaft* von 1930 versammelten Vertreter einer zeitgenössischen Geisteswissenschaft der »ewigen Werte« und der »großen Worte« und setzt ihnen als Hüter des Hauses »materialistische Literaturhistoriker« wie Franz Mehring entgegen.

cher, kulturkritischer Kunstmetaphysik. Deren Literaturbegriff umschrieb er mit Formeln von Marcuse und Adorno: Gegenüber einer von Rationalität, »totale[r] Gleichschaltung und Verwaltung« beherrschten Wirklichkeit repräsentiere Dichtung »eine andere Welt«, »die anderen Maßstäben, Werten und Prinzipien gehorcht« und deren Sinnhaftigkeit – als »Negation der gegebenen Wirklichkeit« – dieser Wirklichkeit zugleich transzendent und immanent sei:

»Die andere Welt erscheint *in* der etablierten; sie bricht ein in die Verrichtungen des täglichen Lebens, in die Erfahrung, die man von sich und andern hat, in die soziale und natürliche Umgebung.« (Kaiser in: Turk 1971, 40)

Das liest sich als eine recht eigenwillige Mischung von Pietismus, Schiller und Frankfurter Schule; doch die Krise, die Kaisers Text hier ins Philosophische erhob, war ja *wirklich* eine Krise. Es war eine Krise des westdeutschen Bildungssystems und des deutschen Bildungsbürgertums, es war eine Krise der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft, und durch diese Krise hindurch liefen Verwerfungslinien der westlichen Industrienationen, die Namen trugen: »Martin Luther King«, »Vietnamkrieg« und »Pariser Mai«. Die Baden-Württembergischen Pläne zur Revision des Deutschstudiums waren von diesen weiteren Zusammenhängen nicht zu trennen; Reformen und Traditionalisten am Freiburger Seminar sahen das so. Und alle Beteiligten waren der Ansicht, dass in diesem Umorientierungsprozess die Vertreter einer »technokratischen Hochschulreform«, wie es damals auf der Linken hieß, den verkehrten Weg einschlugen: die historischen Errungenschaften der deutschen Geistes- und Kulturgeschichte sollten nicht einfach über Bord geworfen werden, sondern waren zu prüfen und zu nutzen.

Solche Vorstellungen reichten übrigens bis weit in die Reihen der protestierenden Studentenschaft. Deren erste Generation war ja selber noch von traditionellen Literatur- und Universitätsleitbildern geprägt. Die meisten Freiburger SDSler kamen aus bildungsbürgerlichen Elternhäusern, einige Aufsteiger inbegriffen; gerade in Freiburg gab es verhältnismäßig viele Germanisten unter den SDS-Mitglieder (Müller 1985, 31). Diese Studierendengeneration war *noch* über Bücher und Lesen sozialisiert, und doch *schon* mit Comics und Musik aufgewachsen. Einer von ihnen, jetzt Romanist in Gießen, hat 1994 bei einem Symposium von der, wie er es nannte, »Tragik« in Gerhard Kaisers Position gesprochen, weil die aufsässigen Studenten, die von Kaiser damals am Institut bekämpft wurden, eben die Leute gewesen seien,

»die noch bereit waren, sich ganz intensiv auf Auseinandersetzungen um Literatur einzulassen. Nur wollten sie andere Deutungen zur Geltung bringen als die herrschenden Ordinarien. Aber sie wollten auf jeden Fall einen ganz emphatischen Umgang mit Literatur fortsetzen, der in dieser Tradition der Germanistik ja vorhanden war.« (Hartmut Stenzel in: Winter 1999, 42)

Auch wenn viele der politisch Aktiven diesen »emphatischen Umgang mit Literatur« nur als Umweg zu gesellschaftlichen Veränderungen ansahen, ließen sie sich doch unter der Perspektive »andere Deutungen« auf ihn ein, und so galt Freiburg unter linken Germanisten als dieses seltsame Institut, an dem die politischen Kollegen nicht nur Arbeiterliteratur und Deutsche Jakobiner mit ihren Studierenden lasen, sondern auch Goethes *Werther*, klassische Lyrik und Jean Pauls *Romane*. Diese Einbeziehung bildungsbürgerlicher Tradition in den Universitätsunterricht blieb nicht auf die erste Studentengeneration beschränkt, sondern wurde, wie oben geschildert, im linken Flügel des Instituts auch nach ihrem Abtreten gepflegt.

Kaisers zitierter Text zeigt jedoch auch, warum diese gemeinsame »Tradition der Germanistik« keine Brücke zur Verständigung mehr abgab. Die metaphysische Rolle, die dort dem Kunstwerk in letzter Instanz zugesprochen wurde, markierte die Trennlinie zwischen Traditionalisten und Reformern. Die »andere Welt« mit ihren »anderen Maßstäben, Werten und Prinzipien«, das war Kaisers Version des bekannten bildungsbürgerlichen »Reichs des Geistes« – mit seiner angeblichen Gesellschaftstranszendenz und seiner tatsächlichen Parteilichkeit in allen Herrschaftskonflikten.

Gegen solche traditionelle Semantik und ihre politischen Implikationen setzten die Reformer die programmatische Forderung: »Literatur soll als historisch-gesellschaftliches Produkt verstanden werden«. Der Satz steht in der ersten Präambel zu den »Kooordinierten Lehrveranstaltungen«. (Lehrkörper (Hg.) 1971, 33) Seine formelhafte Kürze lässt viele Deutungen zu, von einer schlichten politischen Funktionsbestimmung der Literatur im Klassenkampf bis hin zu methodisch anspruchsvollen Analysen. Beide Deutungen und viele ihrer Zwischenformen wurden in den »KL«-Seminaren praktiziert. Stets aber wurden noch die künstlerisch anspruchsvollsten Texte bis in ihr Innerstes als Teil einer historisch bedingten, politisch-kulturellen Öffentlichkeit verstanden, sei es als geglückte Bündelung historischer Konstellationen, sei es als Widerspruch gegen eine abgelehnte Wirklichkeit (und oft fand sich beides in einem Text).

Die beiden gegensätzlichen Interpretationsmuster steckten das Feld ab, innerhalb dessen am Freiburger Institut um Diskurshoheit und institutionelle Macht gekämpft wurde. Traditionalisten und Reformer stritten um die richtige »Deutung« von Literatur und hypostasierten damit deren Bedeutung ein weiteres Mal. Kein Wunder, dass sie kaum den Blick frei hatten für Entwicklungen, die sich währenddessen außerhalb der Kampfzone abspielten. Dort hatten die neuen Medien die kulturelle Landschaft weiter verändert, und ernstzunehmende Theorien hatten daraus ihre Schlüsse gezogen. In dieser Richtung waren im Freiburger Lehrprogramm immerhin einige praktische Vorstöße unternommen worden, ebenso wie die nichtkanonische, die Alltagsliteratur und die Publizistik immer wieder zum Gegenstand gemacht worden waren, auch wenn die Auseinandersetzung mit den neuen Medientheorien hier ein Randphänomen blieb.⁵⁴

Doch über die Erweiterung des Literaturbegriffs hinaus hatten inzwischen die postmodernen neuen Literaturtheorien eine Kritik des traditionellen Literaturbegriffs entwickelt, die den Freiburger Auseinandersetzungen die beanspruchte Legitimität bestritt, ihnen sozusagen den Kampfboden entzog. Denn Dekonstruktion und Diskurstheorie griffen die substantialistischen Implikationen eben des Literaturbegriffs an, um dessen unterschiedliche Deutung gestritten wurde. Es ist evident, dass in Kaisers zitiertem

54 Politisch allerdings müssen wir uns kaum Vorwürfe machen, neuere Entwicklungen nicht wahrzunehmen und vor Gefahren nicht öffentlich gewarnt zu haben. So haben »KL«-Studenten und -Dozenten 1982-1986 mehrere grundsätzlich angelegte Veranstaltungsreihen der Freiburger und Baden-Württembergischen GEW mitgetragen und gegen die technik- und industrieorientierte Bildungspolitik argumentiert, die sich als neuer bundespolitischer Trend abzeichnete und in Lothar Späths Polemik gegen die Geisteswissenschaften ihren markantesten Ausdruck fand. Bewirkt hat unser Protest nichts. Meine 27 Jahre alte Kritik avanciertester CDU-Politik liest sich heute wie eine Darstellung herrschender SPD-Agenda: »Die staatliche Finanzpolitik fügt sich den Gesetzen wirtschaftlicher Abläufe, die für unabänderbar gehalten werden, zieht Gelder aus den Institutionen des sozialen Netzes und der allgemeinen Bildung zurück und investiert nur dort noch, wo wenigstens mittelbar Antriebe für die Steigerung der industriellen Profite erhofft werden [...]« (Herrmann 1988, 172).

Text die Literatur Substanzcharakter hat. Aber auch in den programmatischen Erklärungen der Reformen wurden Literatur und Gesellschaft in ihrem »dialektischen Verhältnis«⁵⁵ substanzlogisch als eigenständige Entitäten aufgefasst, jede jeweils auf die andere einwirkend, jede für sich zu erkennen und in Bezug auf die andere zu untersuchen.⁵⁶ Kein Wunder, dass Diskurstheorie, strukturelle Psychoanalyse und Dekonstruktion auch hier mehr auf Abwehr als auf Neugier stießen.

Es ist nicht mehr Sache dieses Aufsatzes, zu berichten, ob es in Freiburg dabei blieb, Literaturgeschichte, Werk und Autor vor ihrer postmodernen Delegitimierung zu bewahren, oder ob, wo und wie es zu produktiven Auseinandersetzungen mit diesem weiteren Innovationsschub kam. Was aber den Aspekt der »bildungsbürgerlichen Literaturtraditionen« betrifft, so bedeutet die Einbeziehung der Postmoderne zugleich die Relativierung wie die Bestätigung meiner Interpretationsthese. Substantialistische Vorstellungen von Literatur, Werk und Autor, wie sie von den neuen Literaturtheorien angegriffen werden, waren kein Spezifikum des deutschen Bildungsbürgertums, sondern haben weite Bereiche der europäischen Kultur bestimmt und werden in dieser Dimension auch von Diskurstheorie und Dekonstruktion behandelt. Aber sie haben in den Traditionen des deutschen Bildungsbürgertums eine eigene, wirkungsmächtige Ausprägung erfahren. Diese bildungsbürgerlichen Traditionen wiederum haben in der akademischen Disziplin der bundesrepublikanischen Literaturwissenschaft ihre besonders engagierten Verteidiger gefunden; hier wurden sie über ihre Zeit hinaus durch die hierarchische Organisationsstruktur der deutschen Universität und deren autoritäre Mentalitäten gestützt und trugen Entscheidendes bei zu der zähen Reformresistenz des Faches, von der ich mehrfach gesprochen habe.

Resümee

Die 50er Jahre waren am Freiburger Institut nur äußerlich eine ruhige Zeit. Unter der Oberfläche der traditionellen Strukturen veränderten sich die Grundlagen des Lehr- und Institutsbetriebs bereits in diesem Jahrzehnt erheblich. Das Fach hat diese Veränderungen durchaus wahrgenommen; es reagierte auf sie mit partiellen Innovationen, die aber die Widersprüche nur verstärkten. Das Neue musste sich in die bestehenden Machtstrukturen, die traditionellen Organisationsformen und anerkannten Wissenschaftsvorstellungen einfügen.

Das lässt sich wohl mit einiger Plausibilität verallgemeinern. Die angeblich so »stille« Modernisierung der BRD in den späteren 50er Jahren war in Wahrheit eine gebremste, eine eingequetschte Modernisierung, und das halbe Neue im fortdauernden Alten führ-

55 Im Sommersemester 1973 hieß es in einer Neufassung des Vorspanns: »Literatur jeder Art ist in ihrer Beziehung zu sehen zu der konkreten Gesellschaft, in der sie entstanden ist, von der sie aufgenommen wird und unter deren Bedingungen sie auf bestimmte Bedürfnisse antwortet. Zur Untersuchung dieses dialektischen Verhältnisses ist gesellschaftliches und historisches Wissen notwendig; erst auf der Basis einer kritischen Analyse der jeweiligen Gesellschaftsformen und der ihr zugehörigen Bewusstseinsstrukturen können die Gegenstände der Literaturwissenschaft zureichend verstanden werden und ästhetische Phänomene eine adäquate Beurteilung erfahren.« (Lehrkörper 1973, 25).

56 Anders Rainer Rosenberg, der neben der »Aufsprengung des Kanons« auch die »Auflösung des substantialistischen Werkbegriffs« schon in den 70er Jahren im Gange sah, diese These aber nach Einwänden in der Diskussion wieder zurücknahm (Rosenberg 2000, 90, 98).

te bei vielen Beteiligten zu einem gespaltenen Bewusstsein und zu erheblichem Unbehagen. Die Widersprüche wurden erfahren, aber die Konflikte wurden sistiert, auf Nebengleise verschoben oder an institutionell nicht abgesicherten Personen exekutiert. Das ging so eine lange Zeit. Es bedurfte erst eines übergreifenden Reformklimas, der Anstöße von außen, des Skandals der Vertuschung von NS-Beteiligungen und einer neuen Studierenden- und Assistentengeneration, um dieses Ensemble von institutioneller und diskursiver Macht aufzubrechen.

Unter den Ursachen für den bundesrepublikanischen Umbruchprozess ist in der Forschung jüngst der Generationswechsel erneut in den Vordergrund gerückt worden. Ulrich Herbert und seine Forschungsgruppe haben die Bedeutung der »1945er«-Alterskohorte, also der um 1930 Geborenen, für die »Liberalisierung« der bundesdeutschen Gesellschaft seit den frühen 60er Jahren betont (Herbert 2002, 44 und passim). Meine Beschreibung des Freiburger Instituts fügt sich in dieses Bild. Sie regt aber zu weiteren Differenzierungen auch im größeren Rahmen an.

So hatte z. B. in der Journalistik zwischen 1957 und 1965 das Einströmen der 45er Generation in die Chefetagen einen massiven »Liberalisierungsschub« ausgelöst, der dann in den 60er Jahren den öffentlichen Diskurs der Bundesrepublik bestimmte und ihm sein modernes, demokratisches Gesicht gab (Hodenberg 2002). Dieser Schub war offenbar im jungen Medium Fernsehen zahlenmäßig größer und inhaltlich folgenreicher als bei den bereits etablierten Zeitungen mit ihren gewachsenen, komplexeren Redaktionshierarchien (ebd. 299); weitaus schwächer und verzögerter aber war er an den Universitäten mit ihren noch trägeren, tiefer gestaffelten und traditionsgestützten Machtapparaten. Eindrücklich dokumentiert etwa Leonhards schon erwähnter »Sündenfall«-Text von 1959 das Nachhinken der Wissenschaft: die erste umfassende Reformschrift der bundesdeutschen Germanistik nach 1945 stammte von einem Publizisten (Jahrgang 1921). Gewiss: auch innerhalb der Universität waren an vielen Orten, wie im Freiburger Beispiel, bereits vor 1965 Mitglieder der »Generation 45« Träger wichtiger Innovationen und Liberalisierungen.⁵⁷ Und nach 1965 konnten Angehörige dieser Generation wie Conrady und Lämmert in der Germanistik zu Wortführern der Reform werden. Aber die strukturellen Veränderungen in den späten 60er Jahren wurden erst von der nächsten Generation durchgesetzt. Erst die »Achtundsechziger« gaben dem von den »Fünfundvierzigern« eingeleiteten Reformprozess seine eigentliche Breite und Tiefe; die inzwischen arrivierten »45er« haben ihn dann weiterhin – oft entscheidend – gefördert und kanalisiert.⁵⁸ Auch dies gilt nicht nur für die Germanistik. Die Grundstrukturen der bundesrepublikanischen Universitäten waren derart veränderungsresistent, dass erst das Zusammenwirken mehrerer Generationenschübe imstande war, die steif gewordene *alma mater* dazu zu bewegen, sich auf den Weg zu machen in ihre eigene gesellschaftliche Gegenwart. Beendet ist dieser Weg bisher nicht.

57 »Liberalisierung« (neben »Modernisierung« als umfassender Begriff für die Reformbewegungen der 60er Jahre): Herbert 2002, 13 ff.

58 Angehörige der »45er«-Generation haben die Reform aber auch erbittert bekämpft, wie in Freiburg Gerhard Kaiser. Die Generationszugehörigkeit alleine sagt noch nichts über die politische und institutionelle Position des Einzelnen aus. Auch ich hatte als junger Assistent gemeint, wenn »wir« erst unsere Lehrer beerbt haben, erledigt sich z. B. all das autoritäre Gehabe in der Universität von selbst; es war ein fulminanter Irrtum. Wer das Generationsproblem so in den Vordergrund rückt, wie das in v. Hodenbergs Artikel geschieht, sollte die Gruppe der Reformgegner unter den 45ern in die Analyse generationsspezifischer Erfahrungen und Haltungen mit einbeziehen.

Stellte sich so beim Blick auf ein einzelnes Institut die Situation zwischen 1950 und 1965 noch widersprüchlicher dar als gewohnt, so ergab sich auch für die Konflikte der Reformzeit ein Befund, der komplexer ist, als dass er mit dem Bild vom Bruch zwischen den Generationen hinreichend beschrieben wäre.

Der Alltag des Instituts war ohnehin von mancherlei Kompromissbildungen bestimmt, und die anschwellenden Gremien- und Verwaltungstätigkeiten sowie die frustrierenden Auseinandersetzungen mit ministeriellen »Reform«- und Stellenstreichprogrammen verfestigten meist, durchkreuzten aber gelegentlich auch die Fronten.⁵⁹ Doch auch im Grundsätzlichen wurde der Gegensatz zwischen Reformern und Bewahrern, wie sich gezeigt hat, auf eigentümliche Weise unterlaufen und verhärtet zugleich durch die Zählebigkeit bildungsbürgerlicher Kunstsemantik, die bis weit in die Vorstellungen und Programme der »Reformer« hinein wirksam geblieben war (und, unter anderem, auch die damalige Anziehungskraft Adornos auf weite Teile der »Linken« mit bestimmt hatte).

Als Grund für die Langlebigkeit dieser eigentlich längst unzeitgemäß gewordenen Traditionsbestände in der Freiburger Literaturwissenschaft ließ sich eine Art doppelte Verschränkung von Semantik und Institution einerseits, von Semantik und Problem andererseits beobachten. Dazu abschließend noch einige Anmerkungen.

Auf den ersten Punkt, die Verschränkung von Semantik und Institution, muss ich inhaltlich nicht noch einmal eingehen; die Verflechtungen der bildungsbürgerlichen Kunstvorstellungen mit den akademischen Institutionen habe ich hinlänglich beschrieben. Der Aspekt hat aber auch eine grundsätzliche Seite. Denn es war m. E. einer der wichtigsten, nach 1967 durch Marxismus, Diskurstheorie und Feminismus beförderten Lernprozesse in unserem Fach, sich der Machtförmigkeit theoretischer Konzepte und »geistiger« Gebilde bewusst zu werden und zu erkennen, welchen Einfluss Institutionen und ihre Bräuche auf Menschen und Theorien ausüben. Diese Einsichten waren damals für die Reformbewegungen wichtig, weil der Idealismus der »geistes«wissenschaftlichen Tradition diese Machtförmigkeit leugnete und die Verschränkungen der traditionellen Semantik mit den Bildungsinstitution unsichtbar machte. An diese Einsichten ist heute wieder zu erinnern, weil sich inzwischen gezeigt hat, dass auch diejenigen, die an diesem Lernprozess teilgenommen hatten oder seine Ergebnisse übernahmen, mit ihrem Einrücken in die Institutionen in Gefahr gerieten, praktisch zu vergessen, was sie theoretisch wussten, dass nämlich keine wissenschaftliche Aussage unabhängig ist von dem institutionellen Ort, von dem aus sie gesprochen wird, und dass diejenigen ihre Theorien beschädigen, die dies nicht auch in ihrer eigenen Praxis realisieren.

Den anderen Punkt, die Verschränkung von Semantik und Problem, habe ich bisher nur gestreift und will ihn deshalb noch einmal präzisieren. Es ist inzwischen leicht zu kritisieren, dass das deutsche Bildungsbürgertum die Werke der deutschen Literatur und Kunst in fragwürdigen Formen gehütet hat, ideologisiert und mit autoritären Eliteansprüchen. Mit dieser Kritik aber ist das Problem nicht erledigt, ist noch nicht die Frage beantwortet, welche Funktion ästhetisch anspruchsvolle Literatur im allgemeinen, und Literatur der deutschen und abendländischen Traditionen im besonderen haben kann und soll – heute, in einer egalitären Massendemokratie und globalisierten Waren-

59 So hat z. B. zwischen 1982 und 1985 die Ablehnung des Numerus Clausus zum einmütigen Widerstand der gesamten »Neuen Abteilung« gegen das Ministerium geführt.

gesellschaft. Es ist dies die zentrale, in der deutschen Tradition selbst vielfach behandelte Frage nach der Bedeutung von Literatur und von Geschichte in der Moderne.

Es war m. E. die Aufgabe des konfliktreichen germanistischen Reformprozesses, dieses Problem als offene und immer wieder neu zu beantwortende Frage, als fachkonstituierendes Problem herauszulösen aus seiner Verschränkung mit den erstarrten traditionellen Antworten. In Freiburg hat der Reformprozess viel Mühe bereitet und war sein Ergebnis am Ende wenig befriedigend; hier war die Verschränkung sehr dicht und die Macht der Institutionen sehr stark. Auf der anderen Seite war in Freiburg beiden Konfliktparteien die Dimension des Problems sehr bewusst; das macht den Rückblick auf das Freiburger Institut interessant. Denn daran sind Berechtigung und Erfolg literaturwissenschaftlicher Reformen an »alten« wie an »neuen« Universitäten zu messen: ob es gelingt, im Fach und in der Öffentlichkeit die Frage lebendig zu halten, welche Bedeutung die Beschäftigung mit Literatur und Geschichte in unserer Gesellschaft haben soll und kann.

Literatur

- Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau. Personen- und Vorlesungsverzeichnis. SS 1950 [und folgende], o. O. 1950 ff. [Titel ab WS 1972/73: Vorlesungsverzeichnis]
- Basisgruppe-Fachschaft-Germanistik (Hg.): Institutspolitik Sommer 1969. dokumente, polemik, information, literarische politische analysen, demagic, manipulation, berichte, tatsachen, aufklärung, entschleierungen, lügen, verallgemeinerungen: Unipolitik, o. O. [1969]. [zitiert als: Basisgruppe 1969]
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1986 (= cs NF 365).
- Benjamin, Walter: Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft, in: Die literarische Welt, 17.4.1931. [zitiert nach: Benjamin, Ges. Schr. III, Frankfurt a. M. 1992, 283 ff.]
- Boesch, Bruno: Das Deutsche Seminar der Universität Freiburg, in: Freiburger Universitätsblätter, 7. Jahrgang, Heft 20, Mai 1968, S. 43-49.
- Bogdal, Klaus-Michael: Klimawechsel. Eine kleine Meteorologie der Gegenwartsliteratur, in: Andreas Erb (Hg.): Baustelle Gegenwartsliteratur. Die neunziger Jahre, Opladen/Wiesbaden 1998, 9-31.
- Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): Neue Literaturtheorien. Eine Einführung, Opladen/Wiesbaden 1990.
- Bollenbeck, Georg: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters, 2. Aufl., Frankfurt a. M./Leipzig 1994.
- Bollenbeck, Georg: Tradition, Avantgarde, Reaktion. Deutsche Kontroversen um die kulturelle Moderne 1880-1945, Frankfurt a. M. 1999.
- Bonk, Magdalena: Deutsche Philologie in München. Zur Geschichte des Faches und seiner Vertreter vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, München 1995 (= Ludovico-Maximiliana. Forschungen Bd. 16).
- Burkhardt, Ursula: Germanistik in Südwestdeutschland. Die Geschichte einer Wissenschaft an den Universitäten Tübingen, Heidelberg, Freiburg, Tübingen 1976.
- Dainat, Holger: Im Zentrum die Lehre. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript 2002. [mit freundlicher Genehmigung des Verf.]
- Das Räuberbuch. Die Rolle der Literaturwissenschaft in der Ideologie des deutschen Bürgertums am Beispiel von Schillers Die Räuber [ohne Verfasser], Frankfurt a. M. 1974.
- Erhart, Walter: Generationen – zum Gebrauch eines alten Begriffes für die jüngste Geschichte der Literaturwissenschaft, in: Schöner (Hg.) 2000, 77-100.
- Gärtner, Marcus: Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945, Bielefeld 1997.

- Geith, Karl Ernst / Konrad Kunze / Eva Schütz: Mediävistischer Einführungskurs. Freiburger Modell, in: dies. (Hg.): Altgermanistische Grundkurse. Modelle und Erfahrungen, Göttingen 1975 (= Göttinger Arbeiten zur Germanistik 157).
- Grimminger, Rolf: Krisen, Innovationen und andere Erbschaften. Drei Jahrzehnte Germanistik, in: Vietta/Kemper (Hg.) 2000, 59-82.
- Herbert, Ulrich (Hg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945-1980, Göttingen 2002.
- Herrmann, Jost: Geschichte der Germanistik, Reinbek bei Hamburg 1994 (= re 534).
- Herrmann, Hans Peter: Abschaffung der Geisteswissenschaften? Zum aktuellen Dilemma wachstumsorientierter Bildungspolitik, in: Gerd Böhmer u. a. (Hg.): Neue Technologien – Neue Gesellschaft? Freiburg i. Br. 1988, 181-185. – Überarbeitet und mit dem Untertitel »Standortbestimmung im aktuellen Streit zwischen Politik und Hochschulen« wieder abgedruckt in: Jürgen Förster u. a. (Hg.): Wozu noch Germanistik? Wissenschaft – Beruf – Kulturelle Praxis, Stuttgart 1989, 50-67. [zitiert als: Herrmann 1988, Herrmann 1989]
- Herrmann, Hans Peter: Germanistik – auch in Freiburg eine »Deutsche Wissenschaft«, in: John/Martin/Mück/Ott (Hg.) 1991, 115-150.
- Herrmann, Hans Peter / Martina Herrmann: Friedrich Schiller: Kabale und Liebe, Frankfurt a. M. 1985, 6. erw. Neuauflage 1997 (= Grundlagen und Gedanken zum Verständnis des Dramas).
- Herrmann, Hans Peter / Martina Herrmann: Friedrich Schiller: Maria Stuart, Frankfurt a. M. 1989, 2. Aufl. 1992 (= Grundlagen und Gedanken zum Verständnis des Dramas).
- Herrmann, Hans Peter / Hans-Martin Blitz / Susanna Moßmann: Machtphantasie Deutschland. Nationalismus, Männlichkeit und Fremdenhaß im Vaterlandsdiskurs deutscher Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 1996 (= stw 1273).
- Hodenberg, Christina von: Die Journalisten und der Aufbruch zur kritischen Öffentlichkeit, in: Herbert 2002, 278-311.
- John, Eckhard / Bernd Martin / Marc Mück / Hugo Ott (Hg.): Die Freiburger Universität in der Zeit des Nationalsozialismus, Würzburg 1991.
- Kaiser, Gerhard: Antithesen. Zwischenbilanz eines Germanisten 1970-1972, Frankfurt a. M. 1973.
- Kaiser, Gerhard: Neue Antithesen eines Germanisten 1974-1975, Kronberg/Ts. 1976.
- Kaiser, Gerhard: Rede, daß ich dich sehe. Ein Germanist als Zeitzeuge, Stuttgart/München 2000.
- Köhler, Helmut: Bildungsbeteiligung und Sozialstruktur in der Bundesrepublik. Zu Stabilität und Wandel der Ungleichheit von Bildungschancen, Berlin 1992 (= Studien und Berichte 53, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung).
- König, Christoph (Hg.): Internationales Germanistenlexikon 1800-1950. Bearb. von Birgit Wägenbaur et al., Berlin/New York 2003.
- Koltan, Michael: Referat im Rahmen des Archivs für soziale Bewegungen Freiburg, Kassiber Nr. 6. vom März 1992, journal film, I/93, H. 26.
- Lehrkörper des Deutschen Seminars der Universität Freiburg (Hg.): Kommentar zu den Lehrveranstaltungen des Deutschen Seminars, Freiburg 1971. [u. ö.]
- Leonhard, Rudolf Walter: Der Sündenfall der deutschen Germanistik. Vorschläge zur Wiederbelebung des literarischen Bewußtseins in der Bundesrepublik, Zürich u. Stuttgart 1959.
- Müller, Karl: Der Freiburger SDS und die Studentenbewegung 1968-72. Ein Bericht, in: Stattdbuch 1985, 26-38.
- Noltenius, Rainer: Projektstudium – Projektunterricht. Germanistik und Deutschunterricht als Handlungsforschung, Hamburg 1977.
- Osterkamp, Ernst: Klassik-Konzepte. Kontinuität und Diskontinuität bei Walther Rehm und Hans Pyritz, in: Wilfried Barner / Christoph König: Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945, Frankfurt 1996, 150-170.
- Ott, Hugo: Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie, Frankfurt a. M./New York 1988.
- Raupach, Hubert / Bruno W. Reimann: Hochschulreform durch Neugründungen? Zu Struktur und Wandel der Universitäten Bochum, Regensburg, Bielefeld, Bonn-Bad Godesberg 1974.
- Reimann, Bruno W.: Hochschulreform – Illusion oder Pleite? Bonn 1978.

- Rosenberg, Rainer: Die deutsche Literaturwissenschaft in den siebziger Jahren. Ansätze zu einem theoriegeschichtlichen Ost-West-Vergleich, in: Vietta/Kemper (Hg.) 2000, 63-100.
- Scherer, Stefan: Philologische Modernisierung in der Restauration. Literaturwissenschaft in den 1950er Jahren: Peter Szondi, in: Schönert (Hg.) 2000, 292-316.
- Schnceberger, Guido: Nachlese zu Heidegger. Dokumente zu seinem Leben und Denken, Bern 1962.
- Schönert, Jörg (Hg.): Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung, DFG-Symposium 1998, Stuttgart/Weimar 2000 (= Germanistische Symposien. Berichtsbände XXI).
- Scholz, Rüdiger: Die beschädigte Seele des großen Mannes. Goethes Faust und die bürgerliche Gesellschaft, Rheinfelden und Berlin 1982. 2. erw. u. überarb. Auflage 1995.
- Scholz, Rüdiger: Ende. Germanist am Deutschen Seminar der Freiburger Universität 1968-2004. Blick zurück – cher im Zorn. Eine Rede an die Studierenden, Freiburg 2004.
- Scholz, Rüdiger / Hans Peter Herrmann: Literatur und Phantasie. Schöpferischer Umgang mit Kafka-Texten in Schule und Universität, Stuttgart 1990.
- Schröder, Jürgen: Geschichtsdramen. Die »deutsche Misere« – von Goethes Götz bis Heiner Müllers Germania? Eine Vorlesung, Tübingen 1994.
- Schweikert, Rudi (Hg.): Korrespondenzen. Festschrift für Joachim W. Störck aus Anlaß seines 75. Geburtstages, St. Ingberg 1999 (= Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft 20).
- Stattbuch Freiburg Dreyeckland. Politische Bewegungen in Freiburg und im Dreyeckland 1968 bis 1985. 270 Selbstdarstellungen und 1000 Adressen, Freiburg 1985. [Hg.: Netzwerk Dreyeckland e. V. / Politische Buchhandlung Jos Fritz / Stadtzeitung für Freiburg]
- Stiftung Volkswagenwerk (Hg.): Tutorenprogramm. Information – Diskussion [Loseblattsammlung], Hannover 1970-1973.
- Störck, Joachim W.: Die Mörder sind unter uns. An der Veit-Harlan-Affäre scheiden sich die Geister, in: Deutsche Universitätszeitung, 7. Jg., Nr. 4 vom 22. Februar 1952, 15 f.
- Turk, Horst (Hg.): Fragen der Germanistik. Zur Begründung und Organisation des Faches. Mit Beiträgen von Gerhard Kaiser, Peter Michelsen, Karl Pestalozzi, Hugo Steger, Horst Turk, München 1971.
- u-AStA (Hg.): Der Weg der Freiburger Uni ins 3. Reich. 1933-1983. Hrg. vom Unabhängigen Allgemeinen Studentenausschuß (u-AStA) und den Fächschaftsräten der Universität Freiburg, o. O. [1983]
- Vietta, Silvio: Kanon- und Theorieverwerfungen in der Germanistik der siebziger Jahre, in: Vietta/Kemper (Hg.) 2000, 9-58.
- Vietta, Silvio / Dirk Kemper (Hg.): Germanistik der siebziger Jahre. Zwischen Innovation und Ideologie, München 2000.
- Winter, Matthias (Hg.): Institutspolitik. Beiträge zur Geschichte der Neueren Deutschen Literaturwissenschaft zu Freiburg, anlässlich des 65. Geburtstages von Hans Peter Herrmann, Freiburg 1999.
- Zmarzlik, Hans-Günter: Lehrerfahrung als Lernprozeß. Aktuelle Aspekte des akademischen Unterrichts, in: H.-G. Zmarzlik, Wieviel Zukunft hat unsere Vergangenheit? Aufsätze und Überlegungen eines Historikers vom Jahrgang 1922, München 1970, 234-256.
- Zymek, Bernd: Historisch beispiellos einflußreich? Schul- und hochschulstrukturelle Eckdaten einer Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in der Bundesrepublik Deutschland während der siebziger Jahre, in: Vietta/Kemper (Hg.) 2000, 101-128.